XVIII. Jahrg. Berlin, den 1. Januar 1910. Nr. 14.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1910.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1910.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Januar 1910.

Triforium.

Prinzessin Waldemar.

Marie Amalie Franziska Helene Prinzessin von Dänemark ist am vierten Dezembertag gestorben. Eine Orleans; die im letzten Lustrum des Zweiten Kaiserreiches geborene Tochter des Herzogs von Chartres, die noch nach ihrer Vermählung mit dem Dänenprinzen Waldemar, Christians jüngstem Sohn, auf die Restauration des französischen Königthums gehofft und später, als Witwe dieses Hoffens, nicht aufgehört hat, mit Weibeswaffen für Frankreich zu wirken. Sie konnte die Republik nicht lieben, in den Mac Mahon, Thiers, Grévy und Genossen nur dreiste Usurpatoren sehen, die den dem Roi gebührenden Platz einnahmen; hat die Heimath aber mit dem selben leidenschaftlichen Patriotismus geliebt, der Franz Ferdinand Prinzen von Joinville, den Vater ihrer Mutter, als freiwilligen, ranglosen Kämpfer 1870 in Chanzys Armee trieb. Sie malte, meißelte, fütterte das Hirn mit Kunst und Wissenschaft, suchte als Sportwoman und als Wohlthäterin Zerstreuung: und vermochte mit all diesen Nothbehelfen doch die große Leidenschaft ihres Lebens niemals zu dämpfen. Deren Ziel war die Wiederkehr französischer Hegemonie (wenns nicht anders ging, auch unter einem Bonaparte oder bürgerlichen Prätendenten). Seit ihre Seele wählen konnte, hat sie mit zähem, leisen Eifer dafür gearbeitet. Und die Zweiundzwanzigjährige hat dem ersten Kanzler des Deutschen Reiches eine der schwersten Stunden seiner Geschäftszeit bereitet. Im Jahr des Schnäbele-Konfliktes, der Septennatsvorlage und des Wahlsieges der deutschen Kartellparteien. Alexander von Battenberg hat, auf das Geheiß Alexanders des Dritten, Bulgarien verlassen, Waldemar von Dä-

nemark, auf die Bitte seiner jungen Frau, die für die Durchführung ihrer Pläne Rußlands Freundschaft braucht, die von der Nationalversammlung ihm angebotene bulgarische Fürstenkrone abgelehnt. Noch vor der Verlängerung des Dreibundvertrages (der damals, in den Tagen des tunesischen Haders und der franko-italischen Entfremdung, noch ernst zu nehmen war) und vor dem Sturz des Ministeriums Goblet-Boulanger hat Bismarck unzweideutig erklärt, daß er weder für den Battenberger noch gar für die Bulgaren je die Intimität mit Rußland aufs Spiel setzen werde. Wird trotzdem in Petersburg und Kopenhagen verdächtigt, in Gemeinschaft mit Oesterreich die Balkanposition des Zarenreiches schwächen zu wollen. Am dritten März 1887, am Tage des Pronunziamentos von Rustschuk und Silistria, schreibt der alte Kaiser an den Kanzler: „In einer Art Verzweiflung schreibe ich Ihnen! Sie haben beim Schluß Ihres letzten Vortrages gesehen, wie ich das battenbergische Memoire, da es zu spät war, um es mir vorzulesen, in einer Mappe verschloß, die Mappe des Civilkabinets. Nach dem Diné, was ich allein einnahm und nach dem selben jene Mappe öffnete, um den Inhalt zu expediren, zog ich zuerst das quest. Memoire heraus und legte es neben derselben hin, ganz frei, expedirte die Mappe und ging um sieben Uhr zu Bette und wollte das Memoire nun im Bette in völliger Ruhe lesen. Mit der einen Hand nahm ich die Mappe, mit der anderen wollte ich das Memoire, welches neben derselben lag, nehmen und fand es nicht, obgleich ich das Zimmer weder verlassen hatte, noch weniger irgend Jemand hinzugekommen war. Natürlich war mein erster Gedanke, daß ich aus Konfusion das Memoire wieder in die Tasche gesteckt hätte; ich öffnete sie, sah jedes Papir, welches sie enthielt, sorgsam nach — fand es aber nicht!! Darauf sendete ich die Mappe ab und legte mich nun eine Stunde lang auf das Suchen nach dem Memoire, obgleich ich ganz genau wußte, daß ich dasselbe nicht wieder seit Ziehen aus der Mappe angerührt hatte. Erschöpft von der Suche, legte ich mich zu Bett, in Verzweiflung! Meine einzige, wenngleich geringe Hoffnung blieb, daß das Memoire sich doch in einem der wilmowskyschen Papiere versteckt befände. Da mit den gestrigen Papieren mir von Wilmowsky das Vermißte nicht zuging, so schrieb ich ihm diesen Hergang, worauf er heute kam (und sagte), daß ein solches Papier sich nicht in der quest. Mappe befunden habe! Ich aufs Neue auf die Suche. Alles vergebens! Es ist und bleibt unerklärlich! Denn Niemand hat das Papier en question nur sehen können! Und ein so geheimnißvolles Papier verschwunden!! Ihr Wilhelm.“ Den Inhalt des verschwundenen Schriftstückes können wir nur ahnen; daß er nicht ans Licht kommen konnte, ohne die deutsch-russischen Beziehungen zu schädigen, ist durch die rühr=

ende Angst des gewissenhaften Greises bewiesen. Diese Beziehungen hatten sich seit Skierniewice in schnellem Tempo verschlechtert. Alexander und seine dänische Frau blickten finster auf das erstarkende, durch Assekuranzverträge vor der Abhängigkeit von Rußland geschützte Deutsche Reich, öffneten der Panslavisten-Lockung ihr Ohr und ließen an mancherlei Symptomen (Truppenhäufung an der Westgrenze, Bedrängung des deutschen Grundbesitzes in den westlichen Gubernatorien, leise, doch hörbare Verhandlungen mit Frankreich) merken, daß sie mit einer neuen Gruppirung der Großmächte als mit einer nahen Möglichkeit rechneten. Im Aerger über so schlechten Dank vom Hause Holstein-Gottorp, dem er auf dem Berliner Kongreß doch „wie ein von Rußland Bevollmächtigter“ gedient zu haben glaubt, und in der Absicht, die Russen den Werth deutscher Freundschaft erkennen zu lehren, entschließt Bismarck sich zu schroffem Handeln, dessen Nachwirkung noch heute zu fühlen ist: er läßt in der offiziösen Presse vor blindem Vertrauen in die Sicherheit russischer Staatspapiere warnen und verbietet der Reichsbank und der Preußischen Seehandlung, solche Papiere fortan zu beleihen. Die Folge ist: Massenauswanderung russischer Staatsrente und russischer Eisenbahnaktien nach Frankreich, erste pariser Russenanleihe (Wyshnegradskij-Hoskier), ökonomische Vorbereitung der alliance franco-russe. Alexanders Stirn furcht sich noch tiefer. Am dreiundzwanzigsten August 1887 (neun Tage vorher hat Prinz Ferdinand von Koburg, gegen Rußlands Wunsch, als Fürst von Bulgarien in Tirnowa durch seinen Eid sich zur Wahrung der Konstitution verpflichtet und damit die Möglichkeit russischer Ingerenz fürs Erste vereitelt) fährt der Zar mit seiner Familie zum Schwiegervater nach Kopenhagen (wo auch Waldemar und Marie weilen). Wird er auf dem Rückweg den Deutschen Kaiser besuchen, den er seit drei Jahren nicht sah und dessen Tage gezählt scheinen? Oder weicht er ihm aus?

Im September glaubt man in Berlin noch, er werde kommen; in Stettin den Kaiser und Bismarck sehen. Chlodwig Hohenlohe, dessen Frau im August vom Fürsten Peter von Sayn-Wittgenstein die großen russischen Güter geerbt hat, ist durch das neue Gesetz bedroht, das in den Westgouvernements ausländischen Grundbesitz verbietet; steht vor der Nöthigung, diesen „größten Grundbesitz in Europa“ (so taxirt ihn Bismarck) hastig und zu schlechtem Preis loszuschlagen; und fährt von Altaussee nach Kissingen, um von dem Kanzler Hilfe zu erbitten. „Ich sagte ihm, der Zweck meiner Reise sei, ihm Kenntniß von der russischen Erbschaft zu geben und mich für alle Fälle seinem Schutz zu empfehlen. Für den Fall, daß die Kaiserzusammenkunft in Stettin stattfinde, wünschte ich, daß der Kaiser mich dem Kaiser Alexander empfehle. Fürst Bis-

marck meinte, Das ginge nicht; dazu sei der alte Herr zu olympisch. Er nehme solche diplomatischen Missionen nicht an. Er, Bismarck, werde Das aber besorgen. Es sei schon der Mühe werth, sich der Sache anzunehmen, und er wünsche mir, daß alle Schwierigkeiten beseitigt werden möchten." Doch die stettiner Begegnung wird abgesagt. Der Zar bleibt bis in den Spätherbst in Kopenhagen und kommt, erst am achtzehnten November 1887, weil er sich für die Heimfahrt auf den Landweg angewiesen sieht und der Schein leidlicher Beziehungen noch gewahrt werden soll, nur auf ein paar Stunden nach Berlin. Da zeigt er dem Kanzler die aus Kopenhagen mitgebrachten Dokumente, die beweisen sollen, daß die deutsche Politik, trotz allen offiziellen und offiziösen Betheuerungen, in Bulgarien Rußlands Feinde unterstützt habe. Bismarck erklärt die Dokumente für gefälscht; und trägt die Ueberzeugung heim, das junge Mißtrauen aus Alexanders Seele gejätet zu haben. „Bis zu meinem Ausscheiden aus dem Amt ist es mir, vermöge des persönlichen Vertrauens, das Kaiser Alexander der Dritte mir schenkte, stets gelungen, dem Mißtrauen die Spitze abzubrechen, das wiederholt durch fremde und einheimische Entstellungen und gelegentlich durch diesseitige militärische Unterströmungen in ihm erregt wurde. Er hat mir, als ich ihn auf der danziger Rhede zum ersten Mal als Kaiser sah, und bei allen späteren Begegnungen auch trotz den über den Berliner Kongreß verbreiteten Lügen und trotz der Kenntniß des österreichischen Vertrages ein Wohlwollen bewiesen, das in Skierniewice und in Berlin zum authentischen Ausdruck kam und darauf beruhte, daß er mir glaubte. Selbst die durch ihre unverschämte Dreistigkeit eindrucksvolle Intrigue mit gefälschten Briefen, die ihm in Kopenhagen zugesteckt worden waren, wurde durch meine einfache Versicherung sofort unschädlich gemacht." Im Ton ruhiger Zuversicht hat ers in „Gedanken und Erinnerungen" erzählt. Und, wie im Urtheil über Menschen so oft, gläubig geirrt. Das Auge der Jugend sieht schärfer. Nach dem Tode des alten Kaisers ist, im Mai 1888, Hohenlohe (der erst als Kanzler vom Zaren die Erfüllung seines Grundbesitzerwunsches erreicht hat) in Berlin. Hochzeit des Prinzen Heinrich. Am nächsten Tag Audienz beim Kronprinzen Wilhelm. „Er läßt dem Kaiser von Rußland alle Gerechtigkeit widerfahren; bedauert nur, daß er so träg und religiös fanatisirt sei. Bismarck habe sich mit dem Kaiser sehr gut auseinandergesetzt. Dieser habe aber das Mißtrauen aller wenig begabten Menschen gegen sehr hervorragende Individualitäten. Er erzählte mir von der Entrevue zwischen Bismarck und dem Kaiser, von den gefälschten Papieren, die man gemacht und ihm vorgelegt habe, um ihn zu hindern, nach Berlin oder Stettin zu kommen. Alles

sei bereit gewesen, die Yacht im Hafen geheizt, als der Kaiser die Aktenstücke auf seinem Schreibtisch gefunden habe. Das habe ihn geärgert und deshalb sei die Entrevue in Stettin unterblieben. Der Kronprinz glaubt, daß Mohrenheim, Katakazy und Ignatiew die Sache gemacht und durch den Großfürsten Alexis nach Kopenhagen geschickt haben." Der Kronprinz hielt sich an Bismarcks Darstellung und wußte nicht, daß in seiner Reihe die Hauptperson des Intriguenspieles fehle. Die Bulgarenakten waren nicht von einer unsichtbaren Hand auf den Schreibtisch des Zaren geschmuggelt worden (dem sie dann wohl verdächtig gewesen wären): Prinzessin Marie von Dänemark hatte sie ihm vorgelegt. Sie kamen auch nicht aus Petersburg noch aus Kopenhagen, sondern aus Paris. Herr Jules Hansen hatte sie geliefert. Ein Däne, der für Frankreich Spionage großen Stils trieb und, als er in Deutschland verhaftet werden sollte, durch die Verleihung eines Rathstitels immunisirt wurde. Ob er das aus dem berliner Schloß verschwundene Schriftstück benutzt oder nur aus der Schatzkammer seiner Phantasie geschöpft hat: Das festzustellen, ist heute kaum noch wichtig. Sein Elaborat muß jedenfalls das Werk eines geschickten Mannes gewesen sein. Alexander hat ihm geglaubt; trotz Bismarcks „einfacher Versicherung", der er sofort zu trauen schien. Er hatte „das Mißtrauen aller wenig begabten Menschen gegen sehr hervorragende Individualitäten": die psychologische Auffassung des Kronprinzen war richtig. Bismarck hat nie erfahren, daß der Gossudar, bei dem er sich in persönliches Vertrauen gebettet wähnte, vor der Abreise von Berlin im Speisesaal seines Botschafters, des Grafen Paul Schuwalow, das in der Audienz vom deutschen Kanzler Gehörte wiederholt und dann gesagt hat: „Er behauptet, man habe die Dokumente gefälscht, um uns zu brouilliren. Aber ich glaube ihm nicht. Er ist mir zu klug."

Auch zwei Jahre danach hat Alexander ihm nicht geglaubt. Brachte wieder aus Kopenhagen Zweifel nach Berlin mit. Die Frau des Schwagers hat ihm gesagt: Bismarck ist abgethan. Des Kanzlers Versicherung, er fühle sich noch als den Mann des kaiserlichen Vertrauens, kann dagegen nicht wirken. Marie weiß es besser. Bismarck fällt, der Assekuranzvertrag, der für den Fall eines deutsch-französischen Krieges die Neutralität Rußlands sichert (und dessen Abschluß Elemente vom Schlag dieser Prinzessin nöthig gemacht haben) wird nicht verlängert, Ribot läßt in Petersburg anfragen, ob jetzt nicht die Stunde zu engerer Verbündung gekommen sei, und Admiral Gervais wird, mit den Schiffen der Republik, in Kronstadt vom Zaren festlich begrüßt. Zwischen den Häusern Holstein-Gottorp und Hohenzollern stockt der familiäre Verkehr fast völlig. Als Onkel Chlodwig, im Dezember 1891, den Kaiser

fragt, wie er mit Alexander stehe, erhält er die Antwort: „Gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nun nur ceremonielle Briefe. Die Königin von Dänemark hat ihn abgehalten, nach Berlin zu kommen; um sicher zu sein, daß er nicht doch noch hierher komme, ist sie mit nach Livadia gefahren, angeblich, um der Silbernen Hochzeit beizuwohnen, im Grunde aber nur, um den Kaiser von dem Besuch in Berlin abzuhalten." Wieder wird die Hauptperson nicht erwähnt. Königin Luise hat gegen Deutschland nicht so viel ausgerichtet wie Prinzessin Marie. Die hat für die Entfremdung der lange befreundeten Kaiserreiche und für die Vorbereitung des franko-russischen Bündnisses mehr als irgendein Anderer gethan. Wußte sich aber im Dunkel zu halten und des Willens Drang klug zu verhüllen. Sonst hätte Wilhelm sich ihr nicht befreundet; hätte sie nicht noch in den Tagen von Algesiras auf die deutsche Politik einzuwirken vermocht. „Mit sicherem Takt und mit ungemeiner Geschicklichkeit hat, im Interesse Frankreichs und des Friedens, die dem Deutschen Kaiser befreundete Prinzessin Marie von Dänemark die zwischen Deutschland und Frankreich entstandene Spannung beseitigt": Das stand neulich im Temps. Waldemars Frau war also eine gefährliche Feindin des Deutschen Reiches. Keine Dutzendprinzessin. Sie liebte ihr Vaterland, wollte es wieder mächtig sehen: und dieser Zweck heiligte ihr jedes Mittel. Sie konnte Fürstin von Bulgarien sein, konnte hoffen, mit russischer Hilfe dort schnell Zariza zu werden; sehnte sich aber nicht in helleren Glanz. Ihr genügte das Bewußtsein des Wirkens; heimlichen, das nur ein Häuflein merkte. Diese Lebensführung hatte Stil. Und im Buch deutscher Geschichte darf der Name, darf die Gestalt dieses Mädchens aus dem Haus Orleans nicht fehlen.

Leopold der Zweite.

Prinzessin Augusta von Reuß-Ebersdorf muß an Verstand und Temperament der Tochter des Herzogs von Chartres geähnelt haben. Aus ihrem Blut, flüstert die Hoflegende, kommt die Klugheit der Regenten vom Stamme Koburg. Der zweite König der Belgier, der in der siebenzehnten Dezembernacht gestorben ist, war in dieser Regentenreihe der Klügste; der für die besonderen Aufgaben seiner Zeit und seines Landes am Besten Vorbereitete. Der Zwanzigjährige empfiehlt im Senat eine Schiffahrtlinie, die Belgien dem Orient verbinde, erkennt in der Handelsexpansion die einzige Möglichkeit belgischen Wohlstandes und räth, für die Wohnung des Arbeiters von Staates wegen zu sorgen. Der Siebenzigjährige herrscht über einen der stärksten Industriestaaten der Alten Welt, über die reichen Riesengebiete des Kongobeckens

und hat sein Land zu einer Geltung gebracht, von der es in seiner Jugend kaum träumen durfte. Royal merchant? Vielleicht auch mehr. Nach der Lebensbilanz doch ein echtes Herrschertalent. Keiner von allen Kronenträgern Europas kann aufstehen und sprechen: Ich habe dem Volk, das mich krönte, so genützt, seine Wirthschaft so gefördert wie Leopold die Belgiens. Ein paar Daten. 1865: Herzog Leopold von Brabant, der Egypten und die europäische Türkei, Algerien und Marokko, China und Indien bereist, dem Senat die Grundzüge seines Kaufmannsprogramms entschleiert und sich der Erzherzogin Marie Henriette von Oesterreich vermählt hat, wird König der Belgier. Haupt eines kleinen Volkes, dessen Grenze ein Bonaparte bedroht und dessen Stoßkraft durch den zwischen Vlamen und Wallonen wühlenden Hader geschwächt ist. 1870: In den Times wird, durch den Abdruck eines Aktenstückes von unbestreitbarer Echtheit, bewiesen, daß Louis Napoleon das junge Königreich Belgien für sein Imperium begehrt. Leopold befiehlt die Mobilmachung des Heeres; zeigt damit den Entschluß, die Truppen des Kaiserreiches, die morgen belgischen Boden betreten würden, entwaffnen zu lassen; und erreicht, daß auch nach Sedan die Neutralität Belgiens gewahrt bleibt. 1876: Unter Leopolds Patronat wird in Brüssel die Association Internationale Africaine gegründet. 1885: Der König der Belgier wird Souverain des unabhängigen Kongostaates. 1898: Die erste Kongobahnstrecke wird eröffnet. 1908: Leopold überläßt seinen centralafrikanischen Besitz (der fast um das Fünffache größer ist als das Deutsche Reich und zwanzig Millionen Einwohner hat) dem Königreich Belgien. Was während der vierundvierzig Jahre seiner Regirung im Parlament geschah, hat ihn kaum je tiefer interessirt. Kämpfe um die Entkirchlichung, ums Wahlrecht, um Privilegien der Stämme, Klassen, Parteien: das Alles wird erst wichtig, wenn es die nationale Macht gefährdet. Humanität? Ein schönes Wort, das sich stets zu rechter Zeit einstellt, wo Begriffe fehlen oder wo habgieriger Neid ein Mäntelchen sucht. Die schwarzen Kautschuksklaven werden schlecht behandelt? Die dem Kaiser von Indien unterthanen Farbigen etwa besser? Da, sagt Ihr Briten, wäre es ohne unser starkes Regiment längst zu zoologischen Kriegen gekommen, die das Land entvölkert hätten. Ein Land uralter Kultur, dessen Hindumassen nur von lähmendem Druck erlöst zu werden brauchten, um gegen die anderen Rassen und Religionen schnell ihren Willen durchzusetzen. Und am Kongo, an dessen Ufern vor fünfzig Jahren noch Menschenopfer bluteten, Kanibalismus und Sklavenhandel herrschten, sollen wir uns den Luxus erlauben, in der traurigsten Verstümmelung den Menschen zu ehren? So könnte Leopold gesprochen haben. Schwieg

aber. Ließ durch Anklagen, durch erweisliche Verleumdung selbst sich niemals ein Wort entlocken, das wie der Versuch einer Rechtfertigung klingen konnte. Wozu? Die Menschen wollen nicht in andere Ueberzeugung gezwungen werden. Sie mochten schwatzen und ihn schmähen: er handelte und verließ sich auf die Beredsamkeit seiner Lebensleistung. Als die Aerzte dem dreißigjährigen Herzog von Brabant meldeten, sein Vater sei unrettbar verloren, sprach er, ohne Trauerpose, mit ruhiger Stimme: „Ich bin bereit." Bereit, mit fester Hand das Staatsgeschäft zu leiten und von Pfeilen und Kothkugeln sich nicht aus der Bahn scheuchen zu lassen. Bis ins Greisenalter hat ers bewiesen.

Ein Mann ohne Gemüthswärme. Streng erzogen und in den Schein frommen Glaubens gedrillt. Schlecht gepaart (Marie Henriette war eine schwer erträgliche Ehegefährtin) und von schlimmem Erleben noch gehärtet. Der Schwager in Queretaro erschossen. Der Sohn im zehnten Lebensjahr gestorben. Die Schwester irrsinnig. Der Schwiegersohn in Mayerling neben der Liebsten tot im Bett gefunden. Die Töchter dem Erzeuger früh entfremdet. Was blieb dem Einsamen? Arbeit; und die Sehnsucht nach einem stillen Glück, in das kein Echo dieser Arbeit dringen durfte. Er schonte sich nicht, scheute nie zaghaft eine Verantwortlichkeit und schritt aufrecht durch jede Fährniß. Als die Anfänge des Kongogeschäftes ihn sein Vermögen gekostet hatten, trug er den Verlust lächelnd; hoffte in unbeirrbarer Zuversicht auf die Gunst der Konjunktur. Wahrte vor dem Auge der Neugier immer die Allure des vornehmen Herrn. Für sich selbst kann er nicht viel verbraucht haben. Er lebte einfach, ließ sich noch als Greis für seine Reisen keinen Sonderzug und keinen Salonwagen stellen und begnügte sich meist mit einem Kavalier und einem Diener. Er wollte nicht erkannt, nicht belästigt sein. Schätzte das Menschenvolk nicht hoch genug, um nach dessen Beifall zu langen. Hohn und Haß ärgerten ihn nicht. Sein Fuchsauge zuckte nicht unter dem Lid, wenn es das Zerrbild des Roi Popol sah. Und manchmal konnte sein Handeln den Glauben wecken, der Haß schaffe ihm das behaglichste Klima. Daß der Eheskandal, die Wechselgeschichte, die schrankenlose Verschwendung seiner ältesten Tochter ihn in Wuth brachten, war begreiflich; kaum noch, daß er, ein kluger König, die Belastete auf offenem Markt strafte. Doch er hatte lange gedarbt, den Schein würdiger Hofhaltung den Gaffern damals nur vorgetäuscht und sein Geld mühsam dann selbst erworben. Dieses Geld, das ihm die einzige sichere Machtgewähr dünkte, durfte nicht für Tand ausgestreut werden. Der Menge, die seine Töchter nicht kannte, war er seitdem ein Geizhals und Rabenvater. Er hob die Schultern; und schwieg. Ließ auch nicht widersprechen, wenn ihm Dutzende bunter Sexual-

abenteuer zugeschrieben wurden. „In meinem Alter hört man solches Gerede nicht ungern; freut sich fast, daß die Leute Einem noch so viel zutrauen.“ Keine ehrwürdige Gestalt, deren leuchtende Güte die Liebe herbeiwinkt. Doch ein starker Kaufmannskopf, dem ein furchtloser Herrscherwille das Ziel wies. Hat Belgien darunter gelitten, daß Leopold kein treuer Ehemann und kein zärtlicher Papa war? Er hat seinen Landsleuten in lohnende, Wohlstand verbürgende Arbeit geholfen. Antwerpen, Brüssel, Ostende tragen die Spur seines Wirkens. Und dem Kongostaat gehts so gut, daß der Leu ihn schon gierig umschleicht und nur auf die neuem Beutezug günstigste Stunde noch wartet.

Der Widerspenstigen Zähmung.

Die Totenschau paßt nicht in die Neujahrsstimmung. Vivos voco. Zu einem Fest, das die fröhlichste Muse geweiht hat. Shakespeares Krallenkäthe ist auferstanden. Die bis zum Jüngsten Tag der Poetenwelt eingeurnt schien. Ein Großmaul und Gierschlund, ein Kerl, der auf die Mitgift geiler ist als auf das Schätzchen, und ein Mädel, das pfaucht und schimpft, kratzt und schlägt, dann, nach einer Käfigkur, auf den Pfiff des Herrn mit flehenden Pfoten aufwartet: der Anblick weckt längst nicht mehr behagliche Heiterkeit. Auch die schlimmste Frau kann eines Menschen Mutter werden; nur ein Skythe wird versuchen, sie mit der Thierbändigerpeitsche zu zähmen Die Widerspenstige, hieß es unter den Theaterleuten, ist unmöglich geworden; hieß es auch im Publikum, das den schönsten Mann und die munterste Dame auf den Brettern nicht zu so rohem Spiel gesellt sehen wollte. Veraltet; Ueberbleibsel aus barbarischer Zeit; heutzutage würde ein Europäer nicht einmal seinen Köter nach so rüder Methode zu Stubenreinheit erziehen. Auch ists ja kein echter Shakespeare: ein in hastig zusammengeraffte Lumpen gekleidetes Stiefkind nur. Nichts für uns also. Wir sind Psychologen. Sämmtlich. Donnerwetter!

Da kommt Herr Max Reinhardt über das Buch. Der hat gehört, das Ding müsse als derbe Posse gespielt werden; sei auch manchmal schon so gespielt worden. Er liest: und vergafft sich in das bespöttelte Bild. Das ist ja ganz anders, als ers hinter jeder Rampe noch sah. Ein müßiger Lord findet einen trunkenen Kesselflicker; läßt ihn ins Schloß tragen, in feine Gewebe hüllen, als Herrn behandeln, von Pagenfingern an der Wurzel des Paarungtriebes kitzeln und mit einem Schauspiel bewirthen. Einem, das der Sinn des Strolches begreifen kann. Ein stämmiger Raufbold, der nach Dukaten fahndet, nimmt die verrufenste Keiferin zum Weib und bändigt sie mit harter Faust; gönnt ihr an seinem Tisch und in seinem Bett erst Sättigung, als die Ermattete, nach

Stillung jeglichen Hungers Lechzende vor seinem Wink sich ducken gelernt hat. Dieses Schauspiel versteht Christoph Schlau. Das können den Gaukler liefern, die dem Lord über den Weg laufen. Das hat Shakespeare gewollt. Nicht eine Menschenkomoedie aus der Gesellschaft der Merkutio und Graziano. Und den Shakespeare soll man doch wohl shakespearisch spielen? Donnerwetter!

Ein Prunksaal im Schloß des Lords. Groß, hoch, hell; ein Wunderwerk kunstvoller Bühnenarchitektur. Der Kesselflicker klettert mit dem als Lady vermummten Pagen ins Parterre: und das Spiel kann beginnen. Die Gaukler schleppen tänzelnd ihre Coulissen herbei. Und der Zuschauer athmet auf: keine Kopie shakespearischer Bühneneinfalt; keine Tafel, die den Ort der Handlung meldet. Versatzstücke aus einem Kindertheater? Dekorationen aus einem Dorfcirkus? Vorn auf der Leinwand eine Hausthür oder Zimmerwand; hinten ein Waldweg. Der erste Blick lehrt: Das haben die Fahrenden selbst gemalt; so mußten die Leute malen, die den Leib in solche Plunderhülsen schoben. Schneider, Maler, Theaterarbeiter, Budenhelden. Grumio ist Clown und Kautschukmann; Petruchio der leibhaftige Vetter des Jahrmarktsherkules, der auf den Händen geht, Purzelbäume und Luftsprünge leistet und den Schwächlingen bei der Begrüßung die fetten Hände zerquetscht; Käthe die wilde Jungfer, deren Hauer und Tatzen einen Lanzenknecht kirren. Das trippelt jetzt, wirbelt nun durcheinander. Alles Geistige scheint im wiegenden Rhythmus leiser Musik entschlummert; nur das Ewig-Animalische wach geblieben. Die Welt als Cirkus. Seht den schläfrig aus halb offenen Fischaugen glotzenden Pfarrer, der vergißt, daß er zu heiligem Amt berufen ward; die steile Kistenburg, auf deren Zinne die hungernde, frierende Frau schmachten muß; den hölzernen Riesengaul, dessen Rücken das Paar gen Verona und wieder nach Padua trägt. Und achtet mit lachender Seele auf die wichtigste Wandlung: wie im tollen Spiel die Thierfratze zum Menschenantlitz wird, dem Rüpelspaß Menschenlust, Menschenleid sich entbindet. Wiehernd blickt der Kesselflicker auf das bunte Abbild des Geschlechterkrieges. Der Lord fühlt in dem witzigen Märchen den ernsten Sinn und ahnt hinter der grob bepinselten Leinwand den Abgrund.

So hats der Dichter gewollt; und nur so ist sein Werk heute noch möglich. Gehet ins Deutsche Theater und freut Euch des Festes, das Phantasie und Witz, Humor und Fleiß da bereitet haben und das keines Tropfes gerümpftes Maul uns verleiden darf. Freut Euch, daß im ärmlichen Alltag unseres Theaterwesens Einer noch lebt, der den Muth hat, die Schöpfung der Poeten zu sehen, als sei sie heute geworden, und die Kraft, seine Vision rein zu gestalten. In dem Märchen von der Widerspenstigen ist ihm sein Meisterstück gelungen.

Die Grammatik.

Schon Fritz Mauthner hatte die Grammatik abgethan und gezeigt, daß es in Wirklichkeit weder Substantiva noch Adjektiva gebe. Die Sprache ist kein Erkenntnißmittel, sondern nur eine Hirnfunktion, ein thierisches Organ. Schon lange hat man erkannt, daß es im Geistesleben der Menschen Vieles giebt, wofür die Sprache keine Ausdrucksmittel hat, das daher im Gesang und in den Künsten der Form und Farbe ausgesprochen wird. Aber auch die Chemiker haben Methoden und Ergebnisse, die sie, statt in Worten der Umgangssprache, in Formeln ausdrücken müssen. Die Sprache hat aufgehört, an manche Thatsächlichkeiten noch erinnern zu können. Wort und Begriffe sind nur Erinnerungen, Versuche einer Annäherung an die Wirklichkeitwelt; und so sind auch die Sprachformen ohne jede Beziehung zu irgendwelcher Wirklichkeit, nur ein Werkzeug, ein wundervolles Werkzeug, ein Unsagbares ahnen zu lassen. Aber die Kasusformen, die Modi, Zeiten, der Satzbau, Alles, was die Grammatik ausmacht, hat Mauthner in ihrer Hohlheit, Sinnlosigkeit und Nichtigkeit erwiesen. Es giebt thatsächlich keine Logik der Sprachen, sondern höchstens eine Logik der Sprachwissenschaft.

Jetzt hat durch eine Selbstanzeige in der „Zukunft" Max Kleinschmidt, Oberlehrer an der Realschule in Rostock, auf seine Schrift „Grammatik und Wissenschaft, eine psychiatrische Studie", aufmerksam gemacht. (Hannover, Dr. Max Jäneckes Verlag.) Er versprach, darin mit wissenschaftlich unabweisbaren Gründen die Unhaltbarkeit des in unseren Schulgrammatiken vertretenen Lehrprinzipes zu erweisen. Ziel und Ergebniß seiner Arbeit hatten für mich nichts Erschreckendes und Befremdliches. Ich kannte Mauthner und hatte selbst in vieljähriger Beobachtung eine sehr geringe Meinung von dem wissenschaftlichen Werth unserer Grammatiken und des daran geknüpften gesammten sprachlichen Lehrverfahrens gewonnen; aber der Weg, auf dem Kleinschmidt zu seinem Urtheil gelangt, lockte mich, ihm zu folgen.

Die streng logische Beweisführung in dieser kleinen Abhandlung hat etwas Zwingendes, geradezu Beängstigendes. Hier wird das Denken in eiserne Zucht genommen; kein überflüssiges Wort, keine willkürliche Abschweifung, kein möglicher Zweifel, kein Bedenken wird dem Leser gestattet: er hat sich seinem Führer unterzuordnen, ihm auf jede Frage klipp und klar mit Ja oder Nein zu antworten. Seine Einwendungen werden ihm im Voraus abgeschnitten, die Kritik wird gegen alle seine Behauptungen selbst geführt und abgewiesen, so daß man am Schluß vor der Entscheidung steht, entweder sich selbst für einen Verblendeten und zu gesundem Denken Unfähigen zu halten oder Methode und Ergebniß des Führers ohne jede Einschränkung als richtig anzuerkennen.

Vor diesem unerbittlichen Denker, der auch mit Descartes und Kant

scharf ins Gericht geht, bekenne ich, nicht bestehen zu können; ich bin aber mißtrauisch gegen ihn, gerade deshalb, weil er seines Weges gar so sicher ist. Beim Verfolgen seiner Beweisgründe und bei seinem Pochen auf die untrügliche Verläßlichkeit seines Verstandes und seines logischen Denkens wurde ich lebhaft an die Worte erinnert, die ich selbst noch als Student aus des feinen Lotze Mund vernahm: „Meine Herren“, sagte er, „zu wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangen wir nur sprungweise; wir sitzen, um ein Bild zu gebrauchen, draußen auf einem kleinen Aestchen eines mächtigen Baumes. Von Zeit zu Zeit gestattet uns ein Windstoß den flüchtigen Blick auf den Stamm des Baumes, den ich im Bilde als die Wahrheit bezeichnen möchte. Aber die Herren Logiker bilden sich ein, sie könnten auf der breiten Straße der Logik auf das Ziel losfahren wie auf einer wohl chaussirten Straße.“

Ich bin nicht Philosoph genug und fühle mich nicht dazu berufen, Kleinschmidts tief angelegte und weit ausgreifende Studien zu prüfen, die auch die Mechanik des Denkens und die Beweise der Mathematik in sich einschließen. Ich mißtraue vorläufig nur einer Logik, die zu dem Ergebniß kommt, daß „die Existenz eines dreieinigen Gottes mit der selben strengen Allgemeingiltigkeit bewiesen werden kann wie nur irgendein geometrischer Satz“. Indem ich Das bestreite, verfalle ich allerdings seiner Bewerthung als „steriler Alltagskopf, bei dem leere Worte die fehlenden Begriffe ersetzen müssen und der daher zu jeder subtileren Gedankenoperation unfähig ist, auch durch kein Gefühl der Scham oder der Verantwortlichkeit mehr zurückgehalten wird, sich öffentlich über Dinge zu äußern, von denen er nicht das Mindeste versteht.“

Der selbe strenge Kritiker verfährt auch mit Kant deshalb wenig säuberlich, weil er die Unmöglichkeit einer positiven wissenschaftlichen Metaphysik erwiesen zu haben glaubte: Das sei eben so windig wie die ontologischen, kosmologischen und teleologischen Beweise der Existenz Gottes, deren Nichtigkeit Kant aufgedeckt habe. Doch ist die Existenz Gottes selbst wissenschaftlich noch nie erwiesen worden; die Gottes-Sohnschaft ist eine theologische Hypothese, die vor der Wissenschaft einen schweren Stand hat; und vollends mit dem Heiligen Geist weiß ich neben Gott nicht das Geringste anzufangen. Aber ich bescheide mich zunächst. Der Beweis in seiner strengen Allgemeingiltigkeit wird uns erst für später in Aussicht gestellt. So lange er nicht vorliegt, dürfen wir beim Zweifel beharren. „Phrasen“, wird mir Kleinschmidt entgegenhalten, „sind keine Beweise.“ Gewiß nicht. Ich will auch gar nichts beweisen: ich will mir nur das Recht des Zweifels einem Schriftsteller gegenüber wahren, der selbst mit so starkem kritischen Verstand ausgerüstet ist.

Hauptaufgabe seiner Schrift ist, den herrschenden grammatischen Unterricht als Produkt pathologischen Denkens zu erweisen, das eine systematische Desorganisation der jugendlichen Gehirne herbeiführe. Die Grammatiker ignoriren

nach seiner Meinung das wesentliche Element der Sprache, vermuthlich, weil sie nicht wissen, worin das Wesen der Sprache besteht; deshalb sei der praktische Werth ihrer Bücher gleich Null. Daraus ergebe sich mit Nothwendigkeit die Forderung, den grammatischen Unterricht, der, praktisch werthlos, die geistige Gesundheit der Schüler direkt schädige, sofort zu sistiren und zwar auch dann, wenn nicht die geringste Aussicht vorhanden wäre, ihn durch eine andere Disziplin zu ersetzen. „Ich halte für ausgeschlossen", sagt er am Schluß der Abhandlung, „daß die Behörden die Fortsetzung dieses Unterrichtes gestatten werden. Der bloße Zweifel, daß die maßgebenden Stellen auch nur einen Augenblick zwischen sachlichen und persönlichen Erwägungen schwanken könnten, würde eine schwere Beleidigung für sie bedeuten." Er schließt mit der Prophezeiung: „Binnen Jahresfrist wird an deutschen Schulen kein Unterricht im pathologischen Denken mehr ertheilt werden." Als pathologisches Denken aber, als eine Art Paranoia bezeichnet er und sucht er zu erweisen den Geisteszustand, der die Gelehrten zur Aufstellung ihrer grammatischen „Wahnsysteme" verleite. Der grammatische Unterricht sei nichts Anderes als eine psychische Infektion, durch die eine schon durch ihr Alter moralisch und geistig schwächere Jugend von überlegenen Menschen zur Vornahme pathologischer Denkoperationen gezwungen wird. Der wahnbildende heterogene Komplex werde so früh und mit Aufgebot so wirksamer pädagogischer Künste erzeugt, daß ein Gehirn schon ungewöhnlich günstig organisirt sein müsse, um ohne erhebliche Schädigung aus diesem Unterricht hervorzugehen. Es bleibe von diesem Unterricht nach Verlassen der Schule den Meisten auch nicht mehr als eine dunkle Erinnerung an eine unverständliche, unsinnige und zwecklose Plackerei. Die Schüler, die später mit Grammatik nichts zu thun haben, hätten Aussicht, ihr gesundes Denken wieder zu erlangen. Alle aber, bei denen die Grammatik durch fortgesetzte Anwendung ein integrirender Bestandtheil ihrer ganzen Persönlichkeit werde, verfallen einer Krankheitenwickelung, die jeden Versuch einer Belehrung als persönlichen Angriff empfindet und zurückweist. Das wäre das Bild der Berufsgrammatiker in unseren Schulen. Diese hätten es glücklich fertig gebracht, auch klare und einfache Verhältnisse so schwierig und verworren zu gestalten, daß sich kein Mensch mehr darin zurechtfinden könne, die Grammatiker selbst eben so wenig wie die Lehrer, die nach ihren Büchern unterrichten, oder die Schüler, die dadurch an wissenschaftliches Denken gewöhnt werden sollen. Statt ein Schema der Beziehungen aufzustellen und den Ausdruck dieser Beziehungen mit den in einer bestimmten Sprache gegebenen Mitteln einzuüben, greife man eine durch Traditionen festgelegte Anzahl von Kombinationen zwischen Grund- und Beziehungelementen heraus, stelle diese in einer ebenfalls traditionell festgelegten Weise zusammen und lasse diese Reihen auswendig lernen. Solcher Unterricht bedeute eine systematische Desorganisation jugendlicher Ge-

hirne, sei geradezu Gift für sie und erkläre die Konfusion ihrer Köpfe in Permanenz. Die Folge der auf diese Weise erzeugten geistigen Erkrankung sei Unfähigkeit zum zweckmäßigen Handeln und erstrecke sich auf alle Erscheinungen, die mit der Auffassung der Kranken vom Wesen der Sprache in irgendwelchem Zusammenhang stehen, in erster Linie also auf den Sprachunterricht, einerlei, ob in der Muttersprache oder in einer fremden. Da die Grammatiker selbst nicht Erzeugnisse und Vorbilder wissenschaftlichen Denkens seien, deshalb auch nicht an richtiges und selbständiges Denken gewöhnen können, so richten sie nach seiner Meinung überhaupt nur Schaden an. Er erinnert an den Spott Pauls de Lagarde, daß Kardinal Mezzofanti in achtundfünfzig Sprachen nichts zu sagen gewußt habe, und sagt selbst sehr zutreffend, daß eine Banalität dadurch nicht geistvoller wird, daß man sie in sechs Sprachen ausdrücken kann.

Ich stimme mit ihm in der tiefen Bewerthung des grammatischen Unterrichtes vollständig überein; nicht sowohl auf Grund streng wissenschaftlicher Untersuchungen als auf Grund der Beobachtung, daß die Grammatiken mit ihren Regeln dem Wesen der Sache nie auf den Grund kommen, daß sie mit ihren zahlreichen Ausnahmen den Sinn ihrer Regeln immer wieder selbst zerstören und daß es bei der Anwendung dieser Regeln nicht auf Verstand, sondern auf Gedächtniß ankommt, auf gewisse rein äußerliche Fertigkeiten und Kombinirfähigkeiten, für die man im täglichen Leben keine Verwendung wieder findet. Ich habe tüchtige Grammatiker kennen gelernt, deren geistiges Niveau erschreckend niedrig war. Ich sah auch unter den Schülern oft die unfähigsten gerade in der Grammatik glänzen. Mir sind die Grammatiker immer deshalb verdächtig gewesen, weil ihnen das Wesentlichste fehlte: die eigene Anschauung. Deshalb gefällt mir, was Kleinschmidt über die Analyse der Sprache vorträgt.

Der Sprachunterricht wendet sich ans Gehör und ist deshalb den Kindern viel schwieriger als aller Unterricht, der sich an das Auge wendet. Das weiß ich aus Beobachtung am lebenden Objekt. Hier wird es uns als Ergebniß streng wissenschaftlicher Untersuchung vorgeführt. Nach Aschaffenburgs statistischen Aufnahmen schwanken die akustischen Assoziationen beim gesunden Menschen zwischen 2 und 4 Prozent, während sie bei manchen Geisteskranken, so bei manischen Kranken, von 32 bis auf 100 Prozent hinaufgehen. Kleinschmidt betont sehr richtig, daß in dem ersten Kindesalter die Beobachtung hauptsächlich von Gesichtsempfindungen ausgeht und daß auch im späteren Leben diese Gesichtsempfindungen (die Anschauungen) die Hauptgrundlage unseres Denkens bilden. Daher sei auch die Sprache fast ausschließlich der Ausdruck optischen Denkens. Aus dieser Erkenntniß heraus habe ich seit Jahren schon eine starke Steigerung des optischen Unterrichtes, um mich so auszudrücken, im Gegensatz zu dem akustischen empfohlen; auf dem Philologentage in Hamburg zum Entsetzen der überzeugten Grammatiker gefordert, daß eine völlige Umkehr des Lehr-

verfahrens geschaffen werde. Jetzt kommen auf achtzehn Sprachstunden zwei Zeichenstunden; der Jugend wäre besser gedient, wenn sie achtzehn Stunden zeichnete und zwei Stunden Grammatik triebe. Bei Geisteskranken schwindet das optische gesunde Denken in dem selben Grade, wie die akustischen Assoziationen hervortreten. Schließlich lallen sie nur noch, wie kleine Kinder.

Aus den anerkanntesten Grammatiken der in unseren Schulen gelehrten Sprachen, auch der deutschen, bringt Kleinschmidt Beweise des falschen Denkens herbei. Diese Beweise sind so überzeugend, daß man sie nur zu wiederholen braucht, um allgemeiner Zustimmung gewiß zu sein. Von den Schülern wird, zum Beispiel, schon im Elementarunterricht verlangt, daß sie die einzelnen Wortarten unterscheiden lernen. Kleinschmidt ist aber mit Recht der Meinung, daß es wenige Grammatiker oder Lehrer geben dürfte, die im Stande sind, zu sagen, was ein Substantiv, ein Verbum oder Adjektiv eigentlich ist. Nach Meyers Konversationlexikon ist das Substantiv die Bezeichnung einer Person oder Sache oder eines Begriffes. Danach wären also auch die persönlichen Fürwörter, die doch unzweifelhaft Personen oder Sachen bezeichnen, Substantive und müßten nach der allgemeinen Regel groß geschrieben werden. Eitelkeit, Lauf und ähnliche Wörter bezeichnen aber weder Personen noch Sachen, müßten also ein Begriff sein. Nun ist aber Laufen offenbar eben so gut ein Begriff wie Eitelkeit und Lauf; trotzdem gilt es in der Regel nicht als Substantiv. Eben so schwer lassen sich die Begriffe des Adjektivs und des Verbums definiren; daher auch die Gelehrten in diesen elementaren Fragen, mit denen man schon unsere Siebenjährigen belästigt, zu keiner Einigung kommen können. Ein Grammatiker sagt: „Verben oder Zeitwörter sind diejenigen Wörter, die aussagen, was eine Person oder Sache thut und leidet. Ein anderer sagt: „Zeitwörter sind solche Wörter, welche eine Thätigkeit, ein Leiden, einen Zustand ausdrücken und zugleich die Zeit bestimmen, in welcher die Thätigkeit, das Leiden, der Zustand stattfindet." Dazu sagt Kleinschmidt: „Beides ist falsch. In dem Satze: ‚Der Mann wurde wegen Urkundenfälschung zu Zuchthaus verurtheilt', giebt das Wort Urkundenfälschung an, was der Mann gethan hat, ist aber trotzdem kein Verbum. In den Sätzen: ‚Ich bat ihn, mein Messer zu schleifen', ‚Ich will ihn bitten, mein Messer zu schleifen', wird durch das Wort schleifen die Zeit nicht bestimmt; demnach wäre ‚schleifen' kein Verbum." Er hat Recht. Recht auch mit der Frage: Wie darf man von Schülern verlangen, daß sie sich in diesem Wirrwarr zurechtfinden, und wie soll es sie an wissenschaftliches Denken gewöhnen, wenn man sie mit Begriffen jongliren läßt, die ihrem Lehrer und dem Verfasser der Grammatik selbst noch unklar sind?

Die Unhaltbarkeit des ganzen Sprachbetriebes auf all unseren Schulen hatte vorher außer Fritz Mauthner in seinen bekannten Untersuchungen auch Rudolf Pannwitz (Berlin-Schöneberg, Hilfe-Verlag) in dem jetzt in zweiter

Auflage vorliegenden gedankenreichen Schriftchen nachgewiesen: „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache." Die neue Schrift aber des Oberlehrers Kleinschmidt ist von den genannten Untersuchungen die zwingendste, ich möchte sagen: die gewaltthätigste. Er besteht unerbittlich auf einer sofortigen Entscheidung. Er will nicht dulden, daß die deutsche Jugend auch nur in einem kleinen Theil durch falsche Anleitung weiter in ihrem gesunden Denken geschädigt werde. Er empfindet Das wie eine geistige Vergiftung und ruft nach schneller Abhilfe, wie man Abhilfe gegen gefälschte Lebensmittel fordert.

Es handelt sich hier thatsächlich um eine Kardinalfrage der geistigen Wohlfahrt unserer Jugend und damit unseres Volkes. In den letzten Jahren ist über die Unfruchtbarkeit und Dürre des landesüblichen grammatikalischen Sprachbetriebes schon von vielen berufenen Sprechern laut und bitter genug Klage geführt worden. Manche konnten sich und Anderen keine klare Rechenschaft darüber geben, woraus sich ihr tiefer Widerwille gegen die abstrakte, nüchterne, formelle Herrichtung erkläre. Die Meisten fühlten nur deutlich, ohne es begrifflich sich und Anderen klar machen zu können, daß es sich um eine Vergewaltigung ihres natürlichen Denkens und Empfindens handelte. So fühlten vor Allem die künstlerisch veranlagten Menschen. Jetzt haben wir für diese gefühlmäßige Abneigung den Versuch einer streng wissenschaftlichen Begründung. Damit ist das Problem der Lösung näher gerückt.

Ich halte mein eigenes abschließendes Urtheil absichtlich zurück. Meine ganze Entwickelung führte mich auf andere Bahnen. Ich weiß nicht, ob ich dem Verfasser darin Recht geben darf, daß die Gewöhnung an selbständiges Denken das vornehmste Ziel aller Pädagogik sei. Daneben scheint mir doch das selbständige Handeln zu kurz zu kommen; auch das selbständige Fühlen, Empfinden, Glauben und Leben. Aber daß eine Grammatik nach streng wissenschaftlichem Denken aufgebaut werden muß und daß ein System nichts taugt, wenn es aus falschen Begriffen aufgebaut war, ist sicher: wissenschaftliches Denken kann nicht an falschen „Gesetzen" geübt werden.

Ich meine, daß jetzt eine Art geistiger Gesundheitkommission eingesetzt werden müßte, um unsere bestehenden Grammatiken auf Gesundheitschädlichkeit zu prüfen. Rücksichten auf Autoren und Verleger dürfen nicht genommen werden: nur die Konsumenten kommen in Frage. Das Gesetz schont die Weinfälscher auch nicht. In einem Jahr müßte die Entscheidung gefallen sein. Daß sie freilich zur Vernichtung aller bestehenden Grammatiken und zur Aufhebung des bisherigen grammatikalischen gesammten Lehrbetriebes führen werde, scheint mir doch eine zu kühne Hoffnung. Aber totgeschwiegen, totgelacht, niedergeschrien, durch das „Prinzip des Imponirens, Kujonirens und Bangemachens" „unschädlich gemacht" darf diese Schrift nicht werden.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Klassiker und Romantiker.*)

Unter der atomisirenden Psychophysik, wie sie heutzutage von Universität wegen betrieben zu werden pflegt (und deren Berechtigung an ihrer Stelle ich durchaus nicht in Abrede stellen will), ist die Psychologie des wirklichen Gesammtmenschen, wie sie als Summe seiner verschiedenen Anlagen und Beschaffenheiten sich darstellt, einigermaßen in den Hintergrund gerathen. Daß es eine solche giebt, steht außer Zweifel, da wir unser Verhalten den Nebenmenschen gegenüber durchaus danach einrichten (oder wenigstens einzurichten versuchen), was für Reaktionen wir von ihnen auf unsere Handlungen erwarten. Hierbei unterscheiden wir gewisse Klassen von übereinstimmendem Verhalten. Doch ist die Menschenkenntniß in solchem Sinn heute viel mehr eine Kunst als eine Wissenschaft; sie beruht mehr auf der Anwendung unbewußt erworbener Gewohnheiten als auf der bewußt benutzter Gesetze.

Ich kann nicht unternehmen, hier eine praktische oder angewandte Psychologie entwerfen zu wollen, sondern muß mich auf die Seite beschränken, die für das vorliegende Problem der großen Forscher in erster Linie in Betracht kommt. Dies ist eine gewisse allgemeine Beschaffenheit des Geistes und der Handlungen, durch welche sich die äußersten Typen dieses Geschlechtes sehr deutlich von einander unterscheiden, so daß eine Anzahl naturwissenschaftlich begründeter Gesetze sich für das Verhalten der einen wie der anderen Gruppe aufstellen läßt. Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß diese beiden Haupttypen sich als die Klassiker und die Romantiker von einander unterscheiden lassen und daß der Hauptpunkt ihrer Verschiedenheit in der Geschwindigkeit der Reaktion ihres Geistes liegt. Die Klassiker sind die Langsamen, die Romantiker die Geschwinden.

Dieser Gegensatz scheint fundamental zu sein. Bereits in den ersten, dem Alterthum angehörigen Versuchen, die Menschen nach ihrem geistigen Wesen zu klassifiziren, läßt sich dieser Unterschied latent erkennen, wenn er auch nicht ausdrücklich als Grundelement der „Mischungen" (Temperamente) angesehen wird. Bekanntlich unterscheidet man traditionell das sanguinische, cholerische, phlegmatische und melancholische Temperament. Die Namen rühren aus vergessenen physiologischen Vorstellungen her, nach denen die Mischung der „Säfte" für die geistige Beschaffenheit maßgebend sein sollte; darauf brauchen wir nicht einzugehen. Man erkennt aber alsbald, daß sich mit Rücksicht auf die Grundeigenschaft des schnellen und langsamen Reagirens eine vollständige Symmetrie in dieser praktisch durchaus brauchbaren Eintheilung erkennen läßt. Sanguiniker und Choleriker sind schnell reagirende Gemüther, Phlegmatiker und Melancholiker langsam reagirende. Und zwar wird man weiter den Sanguiniker und den Phlegmatiker als die beiden normalen Fälle dieser Typen ansehen können, den Choleriker und Melancholiker dagegen als die krankhaft gesteigerten Uebertreibungen der Grundcharaktere. So wird man also zu erwarten haben, daß die Romantiker Sanguiniker

---

*) „Große Männer": das neue (in der Akademischen Verlagsgesellschaft erschienene) Werk Ostwalds ist hier schon erwähnt, auch ein Abschnitt daraus mitgetheilt worden. Die Verleihung des Nobelpreises hat nun die Aufmerksamkeit auch der den Wissenschaften Fernen auf den Geheimrath Ostwald gelenkt. Das Bruchstück, das heute hier veröffentlicht wird, läßt von der Persönlichkeit des Mannes Einiges klar erkennen.

sein werden, so lange sie gesund sind, und Choleriker in krankhafter Steigerung, während wir bei den Klassikern das phlegmatische bis melancholische Temperament erwarten dürfen. Diese Eintheilung erweist sich in der That als in weitem Umfang zutreffend. Von den beschriebenen Männern werden wir Davy, Liebig und Gerhardt zu den Romantikern rechnen und finden sie in der That sanguinisch bis cholerisch; Mayer, Faraday und Helmholtz sind dagegen Klassiker und verhalten sich phlegmatisch bis melancholisch.

Mehr oder weniger genau lassen sich auch alle anderen großen Forscher unter diese Typen bringen. Von vorn herein ist Dies eigentlich nicht zu erwarten, denn von der langsamsten Reaktion bis zur schnellsten sind offenbar alle möglichen Abstufungen denkbar und es läßt sich nicht absehen, warum nicht vielmehr die mittleren Formen viel häufiger anzutreffen sein sollten als gerade die Endglieder. Hier müssen wir uns eben an die Thatsachen halten, die im Allgemeinen ergeben, daß gerade die ganz Großen sich sehr oft auf das Bestimmteste in die eine oder andere Endgruppe einreihen lassen, während die „mittleren Leute" viel öfter auch die Mittelglieder in Bezug auf die Geschwindigkeit ihrer Reaktion darstellen.

Ich möchte hier nicht so verstanden werden, als hielte ich die eben ausgesprochene Eintheilung für die einzig mögliche oder auch nur für die einzig zweckmäßige. Je nach den Fragen, die man sich stellt, wird man noch manche andere brauchbar finden können. So ist insbesondere die Frage, ob der Forscher seine Arbeiten wesentlich um einen einzigen Gedanken anordnet oder ob er deren eine größere Anzahl schafft und bearbeitet, ein sehr eingreifendes Eintheilungprinzip. Aber diese Erscheinung hängt offenbar stark von äußeren Zufälligkeiten ab; durch einen frühen Tod kann, zum Beispiel, die Laufbahn eines Mannes unterbrochen werden, unmittelbar nachdem er sein erstes großes Werk geschaffen hat, und man kann dann nicht bestimmen, ob er späterhin, wie Mayer, nichts mehr geleistet haben würde oder, wie Helmholtz, eine ganze Reihe annähernd gleichwerthiger Arbeiten.

Dagegen ist das Tempo des geistigen Pulsschlages, das für die Eintheilung in Klassiker und Romantiker maßgebend ist*), von so großem Einfluß auf eine ganze Anzahl anderer, wichtiger Eigenschaften jener Persönlichkeiten, daß ich für unsere Zwecke kein besseres Uebersichtmittel anzugeben vermag.

Der Unterschied macht sich bereits in der Jugend geltend. Bei den schnell reagirenden Romantikern ist natürlich die Erscheinung der Frühreife besonders deutlich ausgedrückt; so finden wir sie bei Davy und Liebig stark entwickelt, während sie bei den Klassikern Mayer und Helmholtz nicht so auffällig in den Vordergrund tritt. Faraday scheidet wegen seiner ungünstigen Jugend beim Vergleich aus, ist aber jedenfalls auch nicht durch auffallende Frühreife gekennzeichnet. Ferner bedingt die schnelle Reaktion die Erstreckung des Interesses auf viele und verschiedenartige Gegenstände, eine sehr ausgedehnte Lecture, die sich ohne Wahl alles vorhandenen Lesefutters bemächtigt, und ein baldiges Drängen zur Produktion. Die von Liebig hervorgehobene Eigenthümlichkeit, daß von der Umgebung willig Hilfe und Förderung dargeboten wird, tritt gleichfalls vorwiegend bei dem jun-

*) Ich hatte diese Eintheilung gefunden, lange bevor mir ihr Verhältniß zur geistigen Reaktiongeschwindigkeit und zu der Lehre von den Temperamenten klar geworden war.

gen Romantiker auf, der durch sein Mittheilungbedürfniß und die Regsamkeit seines Geistes leicht die Theilnahme älterer Leute erweckt. Umgekehrt hat es der mehr grüblerische und der Einsamkeit ergebene langsame Klassiker nicht so leicht, sich Anerkennung in seinem nächsten Kreise zu gewinnen; Mayer ist sie bis zu Ende versagt geblieben. Auch bemerken seine wissenschaftlichen Zeitgenossen bei gelegentlichen Begegnungen über ihn mehrfach, daß er durchaus nicht den Eindruck eines großen Entdeckers gemacht habe. Der üblichen Vorstellung von einem „Genie“ entsprechen am Ehesten Die vom romantischen Typus, deren geschwindes Denken ihnen auch im gewöhnlichen Verkehr geistige Ueberlegenheit sichert. Wenn man umgekehrt den Ausdruck der Enttäuschung über den persönlichen Eindruck großer Männer findet, der nicht selten sich in der Briefliteratur erhalten hat, so handelt es sich mit großer Regelmäßigkeit um einen Klassiker, dem Zurückhaltung nicht nur Grundsatz, sondern persönliche Nothwendigkeit ist.

Goethe hat gelegentlich bemerkt, daß er in seinen jungen Jahren bereits die Typen seiner späteren Gestalten erfaßt habe, so daß der größte Theil seines dichterischen Lebenswerkes in der Ausarbeitung konzipirter Gebilde bestand. Aehnliches wird auch von den meisten großen Forschern zu sagen sein: daß sie ihre Probleme in der Jugend, höchstens im mittleren Lebensalter bis zu den Vierzigern, erfassen und sie während ihres späteren Lebens eben nur ausführen. Hieraus ergiebt sich, daß der schnell denkende Romantiker auch in dieser Zeit eine viel größere Mannichfaltigkeit von Grundgedanken für seine spätere Arbeit konzipiren kann als der bedächtige Klassiker. So kommt es, daß bei Diesem die Mannichfaltigkeit der Arbeit eine viel geringere zu sein scheint, wenn man sie nach der Breite beurtheilt. Dagegen bedingt es seine Art der Arbeit, daß er viel mehr in die Tiefe forscht als der schnellere und daher auch oft flüchtigere Romantiker. So hat Willard Gibbs in seinem ganzen Leben fast nur zwei Probleme bearbeitet: das der heterogenen Gleichgewichte und das der statischen Mechanik. Aber von der Arbeit, die er uns auf dem ersten Gebiete hinterlassen hat, nährt sich bereits eine ganze Generation von Nachfahren und es läßt sich noch ganz und gar nicht absehen, wann der Gedankenvorrath erschöpft sein wird, den er um dieses eine Problem anzuhäufen verstanden hat. Und was sein zweites Werk betrifft, so scheint es bisher noch so wenig assimilirt worden zu sein, daß sich noch nicht einmal eine sachgemäße allgemeine Meinung über die Tragweite der von ihm gefundenen Ergebnisse gebildet hat. Hier haben wir einen Klassiker von allerausgeprägtester Beschaffenheit vor uns.

Entsprechend diesen Anfängen sind denn auch die weiteren Bethätigungen. Der Romantiker produzirt schnell und viel und bedarf daher einer Umgebung, welche die von ihm ausgehenden Anregungen aufnimmt. Diese zu schaffen, gelingt ihm sehr leicht. Denn er ist von Begeisterung erfüllt und vermag sie auf Andere zu übertragen. So zieht er alsbald einen größeren Kreis von Antheilnehmenden um sich zusammen, die gern und dankbar die von ihm ausgehenden Einwirkungen aufnehmen und sich von seinem Enthusiasmus erfüllen lassen.

Man erkennt alsbald, daß damit die Vorbedingungen eines erfolgreichen Lehrers gegeben sind. Von den äußeren Bedingungen wird es dann abhängig, in welcher Gestalt sich das Lehren vollzieht. Wir haben auf der einen Seite den Fall Davy, dessen Lehrthätigkeit sich in seinen glänzenden Vorträgen an der Royal In-

stitution und anderswo erschöpft, ohne daß er eine Schule von gleichstrebenden angehenden Forschern um sich sammelt. Auf der anderen Seite haben wir den Fall Liebig, der mit dem Instinkt, mit welchem das Entenküchen ins Wasser strebt, sich unter den schwierigsten Umständen das Unterrichtslaboratorium zu schaffen weiß, dessen Organisation unter seinen vielen Leistungen die originalste und folgenreichste gewesen ist. Von allen Lehrern der Wissenschaft, deren Thätigkeit wir uns einigermaßen vorstellen können, scheint Liebig der erfolgreichste und eindrucksvollste gewesen zu sein und die von ihm gebildete Schule hat an Einfluß und Bedeutung alle anderen Schulen überragt, die je von anderen wissenschaftlichen Lehrern persönlich entwickelt worden sind. Dies beruht durchaus auf der romantischen Beschaffenheit von Liebigs Geist.

Vergegenwärtigen wir uns die Thätigkeit eines wissenschaftlichen Lehrers, der nicht seinen Schülern unter deren mehr oder weniger fühlbarem Widerstreben das Ueberkommene löffelweise beibringt, sondern der sie dazu anleitet, wie sie sich selbst zu Forschern ausbilden können, und ihnen dadurch die produktivsten und schönsten Stunden ihres Lebens verschafft. Mit dem ersten Elementarunterricht befaßt er sich im Allgemeinen nicht; nachdem er ihn in seinem Sinn organisirt hat, kann er ihn ruhig den Assistenten überlassen, die er persönlich ausgebildet hat und von denen er daher weiß, daß sie es richtig machen werden. Nachdem aber der Schüler gehen gelernt hat, setzt er ihn an ein Problem, das noch nicht gelöst ist, dessen Beschaffenheit aber eine Lösung nach entsprechender Anstrengung erwarten läßt. Der Anfänger lernt also, wie er die Schritte ins Reich des Unbekannten lenken kann und soll, und all die wundervollen Erregungen einer solchen schöpferischen Arbeit werden ihm zugänglich gemacht unter Bedingungen, unter denen er gegen einen vollständigen Mißerfolg so gut wie gänzlich geschützt ist. Denn seine Arbeit stammt aus dem Denkgebiet des Lehrers, gehört also zu den Dingen, von denen er selbst mit Begeisterung erfüllt ist und deren Erforschung durch den Schüler er deshalb mit der ganzen Wärme verfolgt, die er einer eigenen Arbeit in gleicher Richtung zuwenden würde. Man kann sich kaum ein idealeres und glücklicheres Verhältniß denken als ein solches, bei welchem ein jeder Theil giebt und nimmt, zu gegenseitiger Förderung und Freude.

Damit aber ein solcher Lehrer erfolgreich mit einer Anzahl von Schülern arbeiten kann, muß er nothwendig einen Ueberschuß an Ideen, Plänen, Problemen und so weiter haben; schon aus diesem Grunde muß er ein Romantiker sein. Er muß ferner die verschiedenen Gedankenreihen, die seine Schüler neben einander verfolgen, sämmtlich gleichzeitig nicht nur in seinem Kopf haben, sondern sie so weit beherrschen, daß er schöpferisch in ihnen thätig sein kann. Denn dem Anfänger stehen nicht alle die Möglichkeiten und Mittel für die Lösung der unternommenen Aufgabe zu Gebote, welche die Wissenschaft dafür bereit hält; dazu gehört der erfahrene Praktiker. Und sehr oft verlangen die neuen Verhältnisse der neuen Aufgabe die Erfindung neuer Mittel, die der Anfänger noch weniger leisten kann. Da muß überall der Lehrer helfend einspringen; und er kann es nur thun, wenn eine außergewöhnliche Beweglichkeit des Geistes und Geschwindigkeit des Schaffens ihm zu Gebote steht, damit er auf die Frage alsbald die richtige Antwort geben kann. Darum ist, zum Beispiel, Helmholtz trotz seinem riesigen Wissen, seiner umfassenden Erfahrung und seinem schöpferischen Geist nie ein guter Lehrer gewesen: er

reagirte nicht augenblicklich, sondern erst nach einiger Zeit. Wenn ihm im Laboratorium ein Schüler eine Frage vorgelegt hatte, so versprach er, darüber nachzudenken, und brachte auch nach einigen Tagen die Antwort. Diese befand sich aber um eine so weite Strecke von der Stellung des Schülers entfernt, daß Der nur in den seltensten Fällen den Zusammenhang zwischen der Schwierigkeit, welche er empfunden hatte, und der abgerundeten Theorie eines allgemeinen Problems, die ihm der Lehrer vortrug, herauszubringen vermochte. So fehlte nicht nur die augenblickliche Hilfe, auf die es dem Anfänger am Meisten ankommt, sondern auch die unmittelbar auf die Persönlichkeit des Schülers bemessene Führung, durch welche Dieser von der anfänglichen natürlichen Unselbständigkeit in kleinen Stufen zu der vollkommenen Beherrschung des gewählten wissenschaftlichen Gebietes entwickelt wird. Alle diese Mängel rühren ganz unmittelbar daher, daß der Lehrer nicht sofort auf das eben aufgetretene Lernbedürfniß zu reagiren vermag, sondern für die erwartete und erwünschte Einwirkung so lange Zeit braucht, daß die Wirkung selbst darüber verloren geht.

Dennoch haben wir einen Fall, in welchem ein ausgeprägter Klassiker eine erfolgreiche Schule gegründet hat. Dies war der königsberger Physiker Franz Neumann, der eine große Anzahl von Schülern in der mathematischen Physik ausgebildet hat und dem diese Schüler ein dauerndes dankbares Andenken für die erfahrene Förderung bewahrt haben. Vertiefen wir uns an der Hand der vorhandenen Nachrichten in seine Art des Unterrichtes, so erkennen wir, daß in diesem Fall sowohl die Beschaffenheit des Gegenstandes wie die Organisation des Unterrichtes die Nachtheile ausgeglichen hat, welche durch die langsamere Reaktion des Klassikers gegeben waren. Zunächst waren die von Neumann behandelten Aufgaben eine stetige Fortführung nach Inhalt und Methode der Forschungen, welche die großen mathematischen Physiker vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts begonnen hatten, so daß es sich weniger um Bahnbrechung in unbekannten Gebieten als um Erwerbung einer bereits hochentwickelten Methode und ihre sachgemäße Ausgestaltung für die noch nicht bearbeiteten Fälle handelte. Dann aber wurde der beim Klassiker nicht selten vorhandene egoistische Zug, der den Schüler ablehnt, weil Dieser die Arbeit doch nicht so vollkommen ausführen würde wie der Forscher selbst, bei Neumann durch sein über Alles entwickeltes Pflichtbewußtsein aufgehoben. Dieses veranlaßte ihn, den größten Theil der von ihm erforschten Ergebnisse nicht zu veröffentlichen, sondern als Probleme in seinem Seminar zu verwenden. Hierdurch gewann er eine hinreichende Mannichfaltigkeit von wissenschaftlichen Aufgaben, ohne die eine erfolgreiche Schulebildung jedenfalls nicht ausführbar ist, und kam gleichzeitig über die Nothwendigkeit hinweg, aus dem Stegreif Auskunft über Dinge geben zu müssen, über die er vorher nicht hinreichend nachgedacht hatte. Denn er stellte die Aufgabe erst, wenn er sie selbst so weit geführt hatte, daß er keine Ueberraschungen mehr befürchten mußte.

Wir finden diese Hingabe an die Lehrerthätigkeit bei keinem Volk auch nur annähernd so stark entwickelt wie bei den Deutschen. Schauen wir uns unter den französischen Chemikern während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts um, wo in Deutschland die Schulen von Liebig und Bunsen, hernach ihrer zahlreichen Schüler blühten, so finden wir nur den Sohn des deutsch-elsässischen Pfarrerhauses, Adolf Würtz, der im Gegensatz zu seinen aus Frankreich stammenden Fach-

genossen eine wirkliche Forschungschule im Sinn Liebigs (dessen Schüler er gewesen war) zu bilden vermochte, während die zahlreichen anderen ausgezeichneten Chemiker so gut wie allein arbeiteten und nur gelegentlich den einen oder anderen Assistenten anregten. Eben so finden wir in England den Romantiker William Thomson während eines halben Jahrhunderts als Professor an der Universität Glasgow, der zwar einen sehr starken persönlichen Einfluß auf die wenigen Forschungschüler, die zufällig zu ihm geratnen waren, ausübt (William Ramsay hat hierfür Zeugniß abgelegt), der aber gleichfalls die Fülle seiner Arbeiten allein durchführt, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sein Wissen und Können auf Andere zu übertragen. Während also die deutsche Schulmeisternatur selbst aus dem Klassiker einen erfolgreichen schulebildenden Lehrer macht, verhindert der nationale Mangel an dieser Eigenschaft den nichtdeutschen Romantiker an der unmittelbaren schulmäßigen Bethätigung seiner überschüssigen Ideen und Energien. Wir haben gesehen, daß auch der englische Romantiker Davy sich mit der Beeinflussung eines ziemlich zufällig zusammengesetzten Zuhörerkreises zufrieden gab.

Dies sind übrigens Grenzerscheinungen. In unserer Zeit, wo durch die stark entwickelten internationalen Beziehungen auch solche Verschiedenheiten sich mehr und mehr abschleifen, finden wir in England bereits mehrere Forscher ersten Ranges, die sich erfolgreich in der Gründung und Durchführung von Forschungschulen bethätigt haben. Bei den Franzosen sind entsprechend begabte Persönlichkeiten in neuster Zeit noch nicht in den Vordergrund getreten. Hiermit im Zusammenhang steht auch der relative Rückgang des Antheiles, den Frankreich an der wissenschaftlichen Gesammtarbeit der Menschheit nimmt. Erst wenn auch dort unabhängig von der Hauptstadt an selbständig sich verwaltenden Provinzialuniversitäten geniale Forscher und Lehrer sich entwickeln, die ohne Rücksicht auf „maßgebende“ Strömungen in der Centralstelle ihren wissenschaftlichen Idealen nachgehen und mit ihnen einen persönlich herangezogenen und festgehaltenen Schülerkreis zu erfüllen wissen, wird dieses Defizit zu verschwinden anfangen und das alte wissenschaftliche Erbgut dieses hochbegabten Volkes sich wieder in erheblichen Leistungen zur Geltung bringen. Die Einsicht in die Nothwendigkeit einer energischen Bekämpfung der üblen Folgen der Centralisirung, welche die Wissenschaft von allen Dingen am Wenigsten verträgt, ist in Frankreich bereits mehrfach vorhanden; sie ist aber wohl noch nicht populär genug geworden, um eine ausgiebige Bewegung im ganzen Volk nach der Richtung der zunehmenden Individualisirung des Lebens zu erzeugen.

Falls die eben erörterten sekundären Einflüsse sich nicht bethätigen, lassen die Klassiker im Allgemeinen eben so ausgeprägt eine Abneigung, zunächst gegen den Stegreifunterricht, dann aber auch gegen den Unterricht im Allgemeinen erkennen, wie die Romantiker ihn anstreben. Der schon erwähnte große amerikanische Forscher Willard Gibbs, das höchste wissenschaftliche Genie, welches die Vereinigten Staaten bisher hervorgebracht haben, lebte so ganz für sich, daß seine Bedeutung an dem Ort seines Wirkens, an dem seine Familie seit Generationen ansässig war (New Haven), kaum bekannt war. Er hat seine ganze wissenschaftliche Laufbahn als Lehrbeamter der in dieser Stadt belegenen Yale-Universität zurückgelegt, ohne jemals einen persönlichen Schülerkreis um sich gesammelt zu haben; vielmehr wurden seine Vorlesungen als zu trocken und streng eher gemieden. So war es für die

Wenigen, die sich von seinem zurückhaltenden Wesen nicht abschrecken ließen, eine große Ueberraschung, die Güte und Hilfbereitschaft kennen zu lernen, mit welcher er bestimmte Fragen oder wissenschaftliche Nöthe erledigte.

Ein anderes klassisches Beispiel für die Lehrunlust des Klassikers ist der große Mathematiker Gauß. Es war in Göttingen ganz bekannt, daß er die Abhaltung der Vorlesungen, die er als Professor der Universität anzeigen mußte, dadurch zu verhindern versuchte, daß er jedem einzelnen Studenten bei der Meldung die Mittheilung machte, das Kolleg werde wahrscheinlich nicht zu Stande kommen und der Betreffende thue daher besser, über seine Zeit anders zu verfügen. Bei seiner großen Gewissenhaftigkeit in anderen Dingen hat Gauß hier offenbar unter dem Einfluß einer inneren Zwangslage gehandelt, der zu Folge er das Kolleglesen als etwas seiner Natur Widerstrebendes empfand. Trägheit war es sicherlich nicht, denn Gauß war, wie alle großen Forscher, ein äußerst fleißiger Arbeiter. Vielmehr handelte es sich für ihn um die Nothwendigkeit, in der Vorlesung wissenschaftliche Resultate aussprechen zu müssen, ohne vorher eingehend den Wortlaut festgestellt und ausgefeilt zu haben. Ohne diese Bearbeitung seine Ergebnisse Anderen mitzutheilen: Das mag ihm ein Gefühl erregt haben, als solle er sich Fremden im Nachtgewand zeigen.

Wir werden hierdurch auf die allgemeine Frage nach dem Stilunterschied der wissenschaftlichen Arbeiten bei Romantikern und Klassikern geführt. Er ist sehr groß und beruht gleichfalls auf der fundamentalen Verschiedenheit des geistigen Vorganges.

Der Romantiker leidet immer an einem Uebermaß von Gedanken, Plänen und Möglichkeiten und erstrebt bei seinen schriftstellerischen Arbeiten daher in erster Linie, sich von diesem Uebermaß so weit zu befreien, daß er für die anderen Dinge Raum gewinnt, die noch im Hintergrund darauf warten, vorgelassen zu werden. Die Befreiung aber kann nicht anders bewerkstelligt werden als dadurch, daß das Problem gelöst, die Aufgabe ausgeführt wird. Hierfür hilft die große Reaktionsgeschwindigkeit, die ein besonders schnelles Arbeiten erlaubt, nachdem mit der Hilfe der selben Eigenschaft im Geist die denkbaren Möglichkeiten schon sehr ausgiebig durchlaufen worden waren, so daß die Ausführung auf ziemlich breiter Grundlage erfolgen kann. So werden in kurzer Zeit sehr große Arbeitmengen bewältigt, die das Erstaunen des bedächtigen Klassikers erregen, wie denn der Klassiker Berzelius dem Romantiker Liebig vor allen Dingen seine Verwunderung über die von ihm in wenigen Jahren geleisteten Arbeitmassen aussprach. Auch Berzelius hat sehr viel gearbeitet; er hat Dies aber vollbracht, indem er Tag vor Tag sein Pensum stetig und ruhig erledigte und so ein langes Leben hindurch stets in gleichem Sinn sich bethätigt hat. Gegenüber Liebig, der seine wissenschaftlichen Entdeckungen über Nacht wie mit einem Zauberstab entstehen ließ, war er der langsame Arbeiter,

Der zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur auf Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Neben den großen Vorzügen, welche die spezifische Begabung dem Romantiker gewährt, steht als erheblichste Gefahr die, daß er sich mit einer Erledigung seines Problemes zufrieden giebt, die keine eigentliche Erledigung ist. Nun wird

man allerdings mit Recht sagen können, daß nie ein Problem völlig erledigt ist, da jedesmal eine spätere Generation daran zu ergänzen, auch umzugestalten findet, was die frühere für ausreichend zu ihrer Gewissens- und Wissensberuhigung gehalten hat. Aber für den Romantiker bleibt die Gefahr bestehen, daß er bereits abschließt, bevor er den Besten seiner Zeit genug gethan hat, was der Klassiker unter allen Umständen zu vermeiden suchen wird.

Ein Blick über die Geschichte der Wissenschaft lehrt uns, daß in der That die Romantiker nicht selten einer solchen Gefahr unterlegen sind. Die Jugendveröffentlichungen Davys enthalten solche unreife Früchte in großer Zahl und bei Liebig lassen sich solche in der zweiten Periode seines wissenschaftlichen Lebens nachweisen, sogar noch reichlicher nachweisen als in der ersten, rein chemischen. Denn bei der Anwendung der chemischen Einsichten auf Ackerbau und Physiologie sah er so viele unmittelbar wichtige Resultate vor sich, daß es ihm wenig darauf ankam, ob irgendeine sekundäre Angabe, deren er sich bediente, der allseitigen Prüfung Stand hielt oder nicht. Um den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen, was damals seine erste Aufgabe war, ist es nothwendig, in der bisher übersehenen Richtung weiter und schärfer vorzugehen, als hernach der vollständigen Ausgleichung aller in Betracht kommenden Faktoren entspricht.

Deshalb sind die Romantiker Diejenigen, welche eine Wissenschaft revolutioniren, während die Klassiker solche Wirkungen gewöhnlich nicht unmittelbar hervorbringen, obwohl eine grundlegende Umwandlung recht oft die Folge ihrer Arbeit ist. Ihre Arbeit ist aber mehr ein Bauen von Grund auf. Deshalb wird auch eine Wissenschaft um so mehr Raum für die Thätigkeit der Forscher vom romantischen Typus lassen, je jünger sie ist und je stärkere Wandlungen sie daher wahrscheinlich noch durchzumachen hat, bevor sie zu ihren dauerhaften Formen gelangt ist. Man kann sich, zum Beispiel, einen stark wirksamen Förderer der Wissenschaft in der Soziologie kaum anders als vom romantischen Typus vorstellen, während ein romantischer Mathematiker fast ausgeschlossen erscheint, obwohl es solche noch im neunzehnten Jahrhundert gegeben hat (zum Beispiel: den Engländer Sylvester).

Die Arbeitweise des Romantikers bringt es mit sich, daß bei ihm die Erschöpfungerscheinungen besonders bald und besonders schwer auftreten werden. Sie sind aber keineswegs auf diesen Typus beschränkt, denn sie hängen außerdem noch von vielen anderen Umständen ab, wie Gesundheit, Umgebung, Anerkennung und so weiter. Aber die große Reaktiongeschwindigkeit verführt ihn besonders leicht zur Ueberspannung seiner Kräfte, zur Raubwirthschaft mit seiner Energie. So werden wir die Zusammenbrüche, die vorübergehende oder zuweilen auch dauernde Unterbrechungen ihrer Bethätigung hervorbringen, bei ihnen öfter antreffen als bei den Klassikern, wenn sie auch bei Diesen nicht fehlen.

Daher werden in Summa die Romantiker vorwiegend Diejenigen sein, welche ihre Zeit stark beeinflussen und durch ihre schriftliche wie mündliche Lehre lebhafte Bewegungen im Strom der Wissenschaften hervorrufen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese mehr persönliche Form ihrer Wirksamkeit verhältnißmäßig schnell verschwinden muß; wird der Romantiker alt, so kann er es gelegentlich selbst erleben, wie andere Männer gleichen Temperaments seine Stelle einnehmen und ihn in den Hintergrund treten lassen. Ist es aber Arbeit ersten Ranges, die er geleistet hat, so nehmen ihre Ergebnisse nur eine mehr unpersönliche Gestalt

an und bethätigen ihre Wirkung durch viele neue Kanäle: Schüler, Wissenschaftrichtungen, praktische Anwendungen. So hat Liebig sich noch bei Lebzeiten aus der von ihm mitbegründeten organischen Chemie durch deren enorme Breitenentwickelung herausgedrängt gefühlt und später eine direkte Abneigung gegen sie empfunden. Trotzdem haben die von ihm eingeführten Methoden ihre Bedeutung in dieser Entwickelungphase unverändert beibehalten; und es handelte sich hier, wie so oft, nur darum, daß der anderen Problemen zugewendete Geist Liebigs sich bald außer Berührung mit dem schnell gewachsenen früheren Gebiet befand. Auch von den einzelnen Ansichten Liebigs von der Rolle der verschiedenen Stoffe bei der Ernährung von Thier und Pflanze sind zahlreiche durch die Entwickelung der von ihm veranlaßten Bewegung stark abgeändert, wohl auch völlig widerlegt worden: trotzdem verdanken wir Liebigs Einführung der Chemie in diese Probleme eine Vervielfachung der Erträge der Landwirthschaft und der fördernde Einfluß seiner Gedanken ist hier noch keineswegs erschöpft. Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, eine schnelle Wirkung sei auch eine oberflächliche. Oft ist Dies ja der Fall, aber das eben angeführte Beispiel zeigt auch das Gegentheil.

Ganz andere Formen zeigt uns die Arbeit des Klassikers. Während des Romantikers erste Sorge ist, das gegenwärtige Problem zu erledigen, um für das nächste Raum zu bekommen, ist des Klassikers erste Sorge, das gegenwärtige Problem so erschöpfend zu bearbeiten, daß weder er selbst noch womöglich irgendein Zeitgenosse im Stande ist, das Ergebniß zu verbessern. Deshalb giebt er auch sein Werk ungern aus der Hand. Helmholtz bemerkt ausdrücklich, daß er selten eine Abhandlung abgeschickt habe, ohne daß ihm in den nächsten Tagen ein und der andere Punkt eingefallen sei, in dem noch eine Verbesserung möglich gewesen wäre. Will man einen zoologischen Vergleich gestatten, so verhält sich der Romantiker seinen Produkten gegenüber wie der Kuckuck zu seinen Eiern: er begnügt sich, sie zur Welt gebracht zu haben, und vertraut gern ihre weitere Entwickelung Anderen an. Der Klassiker hingegen gleicht dem sagenhaften Bären, der sein Junges geduldig und sorgfältig in Form leckt und es nicht eher ziehen läßt, als bis es alle Beeinflussung erfahren hat, die er nur irgend daran zu wenden weiß. Daraus ergiebt sich auch ein ganz verschiedenes Eigenthumsgefühl dem Produkt gegenüber. Der Romantiker ist froh, daß er es los ist, und kümmert sich wenig darum, ob Derjenige, der es etwa in Pflege genommen hat, Eigenthumsrechte daran geltend macht; denn er hat ja so viel, daß es ihm auf das Eine nicht ankommt. Der Klassiker gelangt umgekehrt durch die lange Beschäftigung mit dem einen Ding in ein viel näheres Verhältniß dazu, so daß ihm viel mehr darauf ankommt, das Resultat selbst zu haben, als darauf, es Anderen mitzutheilen. Im späteren Alter hat Gauß sich immer wieder beklagt, daß ihm seine jüngeren Fachgenossen Dinge fortgenommen haben, die er längst besessen hatte und nur nicht veröffentlichen wollte, weil er sie noch nicht glatt genug geleckt hatte. Aber wenn ihm seine Freunde dann klar zu machen versuchten, daß er eigentlich verpflichtet wäre, seine verborgenen Schätze der Welt rechtzeitig mitzutheilen, damit sie nicht durch seinen Tod verloren gehen, antwortete er ihnen immer mit seinem Wahlspruch: „Pauca sed matura“, welcher der charakteristische Wahlspruch aller Klassiker ist.

Großbothen. Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

1909.

Wieder liegt ein Jahr hinter uns. An äußeren Erlebnissen hats weder in der Politik noch in der Wirthschaft gefehlt; doch im tiefsten Grund ist Alles beim Alten geblieben. Die ewig junge Orientalische Frage bewährte ihre Lebenskraft. Die Saat, die Lexa von Aehrenthal ausgestreut hatte, drohte auf Schlachtfeldern in die Höhe zu schießen. Der serbisch-österreichische Konflikt wuchs als Fazit aus den letzten politischen Entscheidungen des Jahres 1908 in das neue Jahr hinein. Um Bosnien und die Herzegowina sollte es zum Kriege kommen. Oesterreich hatte einen Theil seiner Truppen mobil gemacht; der Beistand des Deutschen Reiches war ihm sicher. Diese Thatsache genügte zur Beseitigung der Kriegsgefahr, die Monate lang auf Europa gelastet hatte. (Der Versuch, in einem Schwurgerichtsverfahren schlimme Anschläge serbisch-kroatischer Patrioten zu enthüllen ist jetzt, zum Schaden des Dr. Friedjung, gescheitert.) Fürst Ferdinand von Bulgarien gewann die Königskrone; Abd ul Hamid verlor den Turban des Khalifen und sieht seinen Vermögensrest durch einen Depotprozeß mit der Reichsbank gefährdet. Sein Nachfolger heißt wieder mal Mohammed; sonst ist über ihn nichts zu sagen. Griechenland ahmte die türkische Revolution nach; schwärmt für Reformen; stellt König und Prinzen kalt und überrascht die Welt kaum noch mit der Meldung, daß die Lage seiner Finanzen sehr ungünstig sei. Da ohne Geld kein Krieg zu führen ist, blieb eine Wiederholung des griechisch-türkischen Turniers vom Jahr 1897 den Friedliebenden erspart, obwohl der Streit um Kreta die Gemüther arg erhitzte. Auch um und in Marokko wurde weitergestritten. An den Namen Mannesmann, den Börse und Finanz sonst nur in anderer Verbindung hörten, knüpften sich ernste politische Erörterungen. Und immer wieder taucht der Verdacht auf, das Deutsche Reich habe eine böse Schlappe erlitten. Kluge Politiker werden erst gehört, wenn die Staatsmänner so arg gesündigt haben, daß der Skandal zum Himmel stinkt. Einer, der manchem Staatslenker die Wege weisen konnte, verschwand noch vor dem alten Jahr: Leopold II., König der Belgier. Ein Unternehmer von amerikanischem Zuschnitt. China, Argentinien, Mexiko, der Kongostaat boten dem kühl rechnenden Verstande des koburgischen Bürgerkönigsenkels reizvolle Aufgaben. Er hat gezeigt, wie weit man mit dem berüchtigten Enrichissez-vous Louis Philippes kommen kann. Wie wohl wäre dem Deutschen Reich, wenn es solchen Schatzmeister gehabt hätte! Was hätte Der aus der „Reform der Reichsfinanzen" gemacht!

Die hat das Jahr 1909 uns gebracht. Sie kostete zunächst einen Reichskanzler und einen Schatzsekretär. Am vierzehnten Juli wurde Fürst Bülow entlassen. Mit ihm ging der Nachfolger des Freiherrn von Stengel, Herr Sydow, der gehofft hatte, den Berg, den der Führer nicht zwingen konnte, zu „machen", um sich auf hohem Gipfel des Sieges zu freuen. Er stürzte ab; fiel aber weich: in den Sessel des preußischen Handelsministers. Um das Revirement in den Ministerien drehte sich das Interesse nicht allzu lange. Die schmale Gestalt des neuen Kanzlers bot keine Angriffsflächen; und der Herr der Villa Malta in Rom gerieth schneller in Vergessenheit, als das mit letzter Regiekunst inszenirte Abschiedsspektakel vermuthen ließ. Schließlich gabs doch ein positives Ergebniß: die neuen Steuergesetze. England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, die Vereinigten Staaten müssen ihre Unterbilanzen ins neue Jahr mit hinübernehmen; nur das Deutsche Reich hat sich die

Möglichkeit errungen, seine Einnahmen zu vermehren. Sind die Kämpfe um die Budgets in London, Paris, Wien und Budapest nicht lehrreich für den deutschen Patrioten? Hat er nicht Grund, aus dem Vergleich zu lernen, statt über die Impotenz der Reichsfinanzen zu stöhnen? Das Erreicht ist nicht so, wie es sein sollte und konnte, aber ein anständiges Stück Arbeit; und noch Keiner hat nachzuweisen vermocht, daß die Steuerlast uns dem Ruin näher brachte. Nur die Brauereien klagen noch laut über die Abgaben; erwähnen aber nicht, daß sie flink bei der Hand waren, aus den 100 Millionen, die die Steuer bringen soll, noch 600 Millionen für sich herauszuschlagen, und erst dem Zwang zur Bescheidenheit wichen. Die Erörterung der einzelnen Steuervorlagen füllte Wochen und Monate. Die Abwehr des „mobilen Kapitals" war eben so zäh wie die Opposition der konservativ-agrarischen Gruppe gegen die Erbschaftsteuer. Kotirungsteuer, Mühlenumsatzsteuer, Kohlenausfuhrzoll fielen. Dafür kamen Talon-, Check- und Quittungsteuer; kam auch die Erhöhung des Effektenstempels. Die Börse sah mit Gleichmuth auf diese neuen Beweise zärtlicher Fürsorge. Aktiengesellschaften, Pfandbriefbanken, Kommunen suchten die Mängel in der technischen Ausarbeitung der Gesetze zu weiten Maschen zu dehnen, durch die sie schlüpfen könnten. Wer den Fiskus ärgern wollte, gab Zinsscheinbogen auf mindestens zehn Jahre, vor Ablauf der alten Talons, aus. Die Regirung warnte; ließ eine „authentische Interpellation" des Talonsteuergesetzes ins Land gehen. Schließlich kams zu Unterhandlungen und zu einem Rückzug der Gesellschaften. Ob die neuen Steuern das Ergebniß haben werden, das man von ihnen erwartet? Sydows Nachfolger, Herr Wermuth, hat mit löblicher Energie den Haushalt fürs Erste in Ordnung gebracht und hielt sich in seiner Budgetrede von gefährlichen Prophezeiungen fern. Er sprach, wie ein vorsichtiger Geschäftsmann sprechen mußte, und spendete den Trost, daß auch Steuern sich einleben können.

Die Auseinandersetzung zwischen dem Fiskus und den Faktoren der privaten Wirthschaft beschränkte sich nicht überall auf Steuern. Auch Zölle standen und stehen auf der Tagesordnung. Frankreich brachte einen neuen Tarif mit Rekordleistungen schutzzöllnerischer Politik heraus; und die Vereinigten Staaten lieferten den Beweis, daß auch im modernsten Wirthschaftgebilde der Welt der Zöllner das letzte Wort hat. Henry Howard Taft, der am vierten März ins Weiße Haus einzog, konnte sein Versprechen nicht halten. Die Revision des amerikanischen Zolltarifes würde einem Mac Kinley keinen Aerger bereiten. Deutschland hat keinen Grund, auf die Wege der amerikanischen Handelspolitik aus freundlichem Auge zu blicken, und geht dem bevorstehenden Ende des Handelsprovisoriung mit gebundenen Händen entgegen. Die geschäftlichen Verhältnisse boten in den Vereinigten Staaten bis zur Erledigung der Tarifdebatten kein günstiges Bild. Die Unternehmer hielten sich zurück. Die Berichte aus den Centren der Industrie, besonders vom Eisenmarkt, lauteten unbefriedigend. Die Preise senkten sich; die Forderungen der Arbeiter blieben. Strikes waren die Folge. In der zweiten Hälfte des Frühjahres wurde es besser. Jim Patten hatte in Chicago Oberwasser bekommen. Dort stieg der Weizenpreis. Die Hausse nahm bedenkliche Dimensionen an. Weizen ging bis auf 134 Cents für das Bushel (in Berlin auf 266 Mark für die Tonne). Wieder wurde mit den üblichen Ernteschätzungen operirt, die das Ergebniß dann als falsch erwies. Der Ueberschuß über den Bedarf wird auf 400 bis 500 Millionen Doppelcentner veranschlagt. Der Werth der amerikanischen Gesammternte ging mit 8760 Millionen

Dollars um 870 Millionen über die Ziffer des vorigen Jahres hinaus. Weizen allein brachte es auf 737 Millionen Bushels (664 Millionen im Jahr 1908). So ermäßigte sich der Preis bis zum Dezember auf 116 Cents und 218 Mark. Patten schöpfte die Dollars mit Scheffeln und zog sich zur rechten Zeit zurück; später hat er auf dem Baumwollmarkt das selbe Spiel begonnen. Auch da mit Erfolg. Auf dem dritten Spekulantenmarkt, dem des Kupfers, fehlte der rechte Elan. Die londoner Notirung ging über 61 £ nicht hinaus, bewegte sich aber meist zwischen 58 und 59 (der tiefste Stand war 56½ im Oktober). Man sprach von Einschränkung der Produktion, Kontingentirung, Preiskonventionen. Schließlich hieß es, die großen Kupferproduzenten würden durch eine neue Kombination dem Rothen Metall vorwärts helfen. Morgan und Sam Guggenheim wurden als Manager genannt. Die Kupfervorräthe sind im Lauf des Jahres von 144 Millionen Pfund auf 153 Millionen gestiegen. Unter dem Druck dieser Thatsache vereinbarten die führenden Gruppen eine Beschränkung der Produktion um 10 Prozent. So hofft man, den Preis, der am Jahresende 13 Cents für das Pfund betrug, auf 15 Cents zu steigern. Im neuen Jahr wird sich zeigen, ob das Abkommen ernst und die Durchführung eines Trusts möglich war. Die Shermanbill hat an Ansehen nicht gewonnen. Der Kampf gegen die Trusts, dem auch Taft sich, nach einer Pause vernünftiger Zurückhaltung, zuschwor, blieb auf theoretische Kraftäußerungen beschränkt. Den Höhepunkt bildete die Verurtheilung der Standard Oil Company, die aufgelöst werden müsse, weil sie ungesetzlich sei. Daß die Entscheidung des Bundeskreisgerichts in Saint-Louis von der Supreme Court in Washington bestätigt wird, ist nicht wahrscheinlich. Auch die Geldstrafe von 29 Millionen Dollars blieb ja auf dem Papier. Neben dem Oeltrust beschäftigte der Zuckertrust die Gerichte; da gabs ungeheure Steuerhinterziehungen. Erfreulicher war die Erhöhung der Jahresdividende für die Commons des Stahltrusts von 3 auf 4 Prozent, nachdem erst für das zweite Quartal der Satz von ½ auf ¾ gesteigert worden war. Die amerikanischen Eisenberichte allein hätten die Steigerung der Dividende kaum gerechtfertigt. Gegen die Spekulation ist kein Kraut gewachsen. Am Wenigsten im Lande der Yankees. Und der „Nationalverband amerikanischer Getreidebörsen" gegen Leute vom Schlage Pattens wird das solide Geschäft auch nicht von spekulativen Einflüssen absperren. Im Mittelpunkt neuer Projekte stand der Name Morgan. Seit dem Tod Harrimans, des Eisenbahnkaisers, ist er der mächtigste Mann; auch im Schienenbereich. Und nach dem Eintritt Morgans des Jüngeren in den Verwaltungrath der National City Bank wurde eine Brücke zwischen der Harriman- und der Morgan-Hill-Gruppe möglich. Das Scheiden Harrimans aus dem „Rath der Vier", der das Wirthschaftgeschick Amerikas bestimmte, blieb ohne den befürchteten starken Eindruck auf die Börse. Die Erbschaft wurde so geregelt, daß eine Erschütterung der Kurse vermieden werden konnte. Morgans Erwerb der Versicherungsgesellschaft Equitable wirkte stark und fast jeder Dezembertag brachte Gerüchte über neue Riesenkombinationen. Wichtiger als die Bildung neuer Trusts wäre die Errichtung einer Centralbank, die die Krönung der Notenreform bilden soll. Präsident Taft empfahl die Centralisirung des Notenumlaufes; die American Bankers Association setzte ihre Autorität für die Idee einer Centralbank ein; und Senator Aldrich, dessen Namen die erste Reformbill zur Hebung des Geldumlaufes trägt, unternahm eine Rundreise durch die westlichen Staaten, um Stimmung für die

Bank zu machen. Freilich schilderte er den Leuten ein Institut, das niemals zur Wirklichkeit werden könnte. Um die Eifersucht des Westens auf den Osten, besonders New York, richtig zu escomptiren, sagte er dem Publikum, daß die Centralbank niemals unter die Kontrole der östlichen Finanz kommen und weder Filialen noch direkte Beziehungen zur Kundschaft haben werde. Die Voraussetzungen für eine Umgestaltung des amerikanischen Notenwesens haben sich nicht geändert. Das Mißverhältniß zwischen Verbrauch und liquiden Mitteln kam auch 1909 zum Ausdruck. Die Vereinigten Staaten haben nie an wirklichem Goldmangel gelitten. Aus Gründen der Geschäftspolitik pflegt man aber von dort Ueberschüsse an Gold nach Südamerika zu versenden und sich den Bedarf an disponiblem Kapital durch Verkauf von Finanzwechseln in London zu decken. Für die Engagements an der Börse muß der englische Geldmarkt herhalten. Klein waren die Umsätze in Wallstreet nicht. Jedenfalls ließen sie keinerlei Nachwirkung der Finanzkrisis des Jahres 1907 mehr erkennen. Vom Januar bis zum November wurden in Aktien 195, in Bonds 1195 Millionen Dollars umgesetzt. Diese Ziffern können sich schon sehen lassen.

Für den internationalen Geldmarkt hatten die amerikanischen Ansprüche also eine nicht angenehme Bedeutung. Die Diskontpolitik der Bank von England legte Zeugniß davon ab. Das englische Institut hatte vom Mai 1908 bis Mitte Januar 1909 an einem Diskontsatz von 2½ Prozent festgehalten; es erhöht ihn am vierzehnten Januar auf 3 Prozent. Das pflegte um diese Zeit sonst nur in besonders schwierigen Epochen (Finanzkrisen 1881/82; Transvaalkrieg) zu geschehen. Erst nach dem Aprilanfang glitt die Rate wieder abwärts; im Oktober wurde sie, im Lauf zweier Wochen, von 2½ auf 5 Prozent erhöht. Damit war den Yankees ein deutlicher Wink gegeben. Die Ansprüche ließen nach; und da von Paris, Wien und Holland Gold nach London geschickt wurde, war es möglich, am neunten Dezember den Wechselzinsfuß auf 4½ Prozent zu ermäßigen. In Deutschland sprach man während der ersten Hälfte des Jahres von „billigem Geld". Es war die Zeit, da der Privatdiskont sich bis auf 1⅞ Prozent senkte und Tägliches Geld zu 1 Prozent zu haben war. Noch bis in den September glaubte man, die Reichsbank werde in diesem Jahr mit ihrer Wechselrate nicht über 4 Prozent hinauszugehen brauchen. Die Mittel des Institutes wurden durch die Wirthschaft dabei im Ganzen nicht weniger in Anspruch genommen als im Vorjahr, dessen durchschnittlicher Wechselzinsfuß 4¾ Prozent betragen hatte. Mit 4 Prozent war die Bank ins Jahr 1909 eingetreten; am sechzehnten Februar ging sie auf 3½ Prozent zurück und blieb da bis zum zwanzigsten September. Als dann die erste Erhöhung beschlossen war, nahm man sie noch nicht recht ernst, weil man dachte, beim Herbstbeginn seien 4 Prozent die übliche Präventivmaßregel. Als Kuriosum sei erwähnt, daß am Tage der Erhöhung unseres Diskontsatzes die Russische Staatsbank ihren Wechselzinsfuß erniedrigte. Ein plötzlicher Umschlag trat ein, als die Ziffern des Ausweises vom dreißigsten September bekannt wurden: eine Steuerpflicht für 571 Millionen (mehr noch als im bösen Jahr 1907 und 250 Millionen mehr als im Jahr 1908); ein Notenumlauf von über zwei Milliarden (zum ersten Mal im Leben der Reichsbank); Gesammtanlagen mit 1850 Millionen. Das war eine schlimme Ueberraschung. Dazu ein Rückgang des Verhältnisses der Deckung zu den Noten von 73 auf 48 Prozent. Was geschehen würde, war nicht zweifelhaft. Am elften Oktober wurde der Diskont von 4 auf 5 Prozent erhöht; und Präsident Havenstein richtete ernste

Worte an die Effektenspekulation und die Banken. Die sollten sich in der Gewährung langfristiger Kredite einige Beschränkung auferlegen. Erschwert wurde der Reichsbank die Arbeit mit der Privatkundschaft durch die Last der Schatzscheine, die das ganze Jahr hindurch ihren Status drückte. Bis an die Grenze von 500 Millionen ging die Ausnutzung des Centralinstitutes durch die Reichskasse. Der Jahresdurchschnitt der Effektenanlagen wird kaum niedriger als 300 Millionen sein. Diese Beziehungen füllen ein eigenes Kapitel. Sechzehnmal gerieth die Bank in die Notensteuer (1908 fünfzehnmal). Der Durchschnitt des Bankdiskonts wird (mit 3³/₄ Prozent) um 1 Prozent hinter dem Satz von 1908 zurückbleiben, während der Privatdiskont sich auf rund 2³/₄ Prozent im Durchschnitt stellte. Das neue Bankgesetz, das am ersten Januar 1911 in Kraft treten soll, hat, wie die Empfehler der Bankverstaatlichung behaupten, schon jetzt versagt. Die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents auf 550 und 750 Millionen scheint den Gegnern der Reichsbank von heute nicht zu genügen. Diese Gegnerschaar rekrutirt sich aus den selben Kreisen, die der Börse ihre Lebensfähigkeit nicht verzeihen können. Allerdings mag das Wüthen der Spekulation manches cholerische Temperament gereizt haben.

Die Börse spottete jeder Bemühung, sie in Angst zu versetzen. Anfangs drückte sie die politische Unruhe. Dann kam der Umschwung; und als der Hansabund am zwölften Juni die Taufe (sit venia verbo) empfing, war die Börse bereits in einer Lage, die keines besonderen Schutzes bedurfte. Das Publikum war ausgehungert und folgte nur zu willig den Rufen der Einpeitscher. Die anrüchigsten bucket shops machten glänzende Geschäfte. Sie weissagten die Chancen beinahe aus der Hand. In Cirkularen und Briefen wurden die tollsten Versprechungen gemacht. Alles verfing. Bei den Banken häuften sich die Aufträge des Publikums zu Bergen. Schüchterne Warnungen wurden nicht beachtet; kamen auch nicht ins Ohr Derer, für die sie eigentlich bestimmt waren. Unter so günstigen Vorbedingungen nahm der Import ausländischer Werthpapiere beträchtlich zu. Er dürfte fast das Sechsfache der Summe des Jahres 1908 ausmachen. Das Inland blieb natürlich nicht zurück. Im ersten Semester 1909 wurden für 2228 Millionen Mark Nominal neue Effekten ausgegeben (2267 Millionen im ersten Halbjahr 1908 und 1100 Millionen im Jahr 1907). Die Jahressumme wird wohl über die 3362 Millionen des Jahres 1908 hinausgehen, da die Effektenproduktion des zweiten Semesters diesmal größer war. Die Spekulation richtete sich, wie immer, ein paar besonders vergnügte Winkel ein. Von der Steigerung der Aueraktie um 300 Prozent profitiren nur die paar in der Koppel befindlichen Renner. Auch die Riesenhausse in den Antheilen der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die 2000 Prozent erreichten, hat nur Auserwählten genützt. Daneben begeisterte sich aber das Publikum für Kolonialpapiere niedrigerer Klasse. Man mußte besondere Rubriken für den Markt der Kolonialrente einrichten, die das Mißfallen des Herrn Staatskommissars erregten. Trotzdem schwor das Volk auf Herrn Johannes Schlutius und die South African Territories. Da wurden Diamantenfunde erst amtlich bestätigt, dann amtlich geleugnet; und Herr Dernburg mußte erklären, daß er mit der Kharas Exploration Company des Herrn Schlutius nicht das Mindeste zu thun habe. Mit Optimismus wurde viel gearbeitet. Zurückhaltend war die Verwaltung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika in ihren Aeußerungen über die Zukunft. Die Einführung und Zulassung der Shares der South West Africa Company (der offi-

zielle Einführungskurs betrug 196) wurde an der berliner Börse als ein Ereigniß von symptomatischer Bedeutung gefeiert; besonders von den Leuten, die für eine Popularisirung der Kolonialpapiere durch Schaffung kleiner Aktien (nach englischem Muster) eintreten. Die Spekulation in den Antheilen der Otavigesellschaft war ein Ding für sich. Zum Glück kam schließlich die offizielle Bestätigung der Uebernahme der Bahn durch den Kolonialfiskus. Der Kurs der Otavibahn stieg um 60 Prozent, die er, bis auf einen geringen Abschlag, beibehielt. Aus der Wiedereinführung des Terminhandels ergab sich die Zulassung einzelner Papiere zum Ultimoverkehr: Hochbahn, Schuckert, Oberbedarf, Schantungbahn, Gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Eine Tabelle soll die Kursentwickelung zeigen (der vierzehnte Juli ist als der Tag des Kanzlerwechsels zum Vergleich gewählt worden):

	2. Januar 1909	1. April 1909	14. Juli 1909	22. Dezember 1909
Deutsche Bank	243,10	241,40	243,—	248,35
Diskontogesellschaft	181,25	189,25	186,60	196,—
Dresdener Bank	148,40	151,—	153,40	161,60
Handelsgesellschaft	169,40	170,40	172,60	181,70
Bochumer Guß	224,90	221,80	230,50	251,60
Phoenix	178,40	165,25	174,75	218,60
Gelsenkirchen	191,90	181,25	178,90	219,10
Harpener	195,10	189,40	190,40	208,—
Deutsch-Luxemburg	156,20	162,75	198,75	217,90
A E G	219,25	231,25	231,60	259,60
Siemens & Halske	205,80	208,25	220,25	247,50
Hamburg-Amerika-Linie	113,80	114,—	117,50	134,—
Lloyd	90,80	86,60	90,—	102,50
3% Reichsanleihe	85,90	87,10	86,50	85,10
3½% Reichsanleihe	94,70	95,90	95,50	94,—
4% Reichsanleihe	102,75	103,40	103,—	102,40
4% Russen von 1902	84	85,10	86,90	90,75
4½% Russen von 1905	97	98,75	99,25	99,50

Die Zusammenstellung zeigt überall Kurssteigerungen. Eine Ausnahme machen die deutschen Anleihen. Die hatten im Jahre der Finanzreform keine guten Tage, Das disponible Geld strömte den Dividendenpapieren zu; die Standardwerthe blieben vernachlässigt. Dabei war die Emission der 800 Millionen Mark neuer Reichs- und Preußenfonds ein Erfolg. Der Modus war nicht glücklich gewählt: halb vier-, halb dreieinhalbprozentig. Trotzdem waren schon zehn Tage nach dem Zeichnungstermin auf 800 Millionen 550 eingezahlt. Und im Ausgabekurs bestand doch ein wesentlicher Unterschied gegen 1908. Damals kamen die vierprozentigen Papiere mit 99½ heraus, diesmal mit 102,70. Der Subskriptionpreis der dreieinhalbprozentigen Anleihen betrug 95,60. Auf dem Anfangsniveau konnten die Papiere sich nicht behaupten. Das Gestöhn über den Mißerfolg der Finanzreform und die Schätzungen des Betrages der Reichsanleihe von 1910 brachten den Markt in Verwirrung. Vielleicht wird die kommende Emission angenehm enttäuschen und den Kursen neuen Halt geben. Den Russen gings besser als den deutschen Anleihen. So gut, daß die Möglichkeit einer Konvertirung der fünf- und 4½prozentigen Rente besprochen wird. Eine große Auslandanleihe im Betrage von 1400 Millionen Francs wurde im Januar zu 89¼ in Paris aufgelegt. Der Uebernahmekurs von 85½,

war für ein $4^1/_2$ prozentiges Papier nicht gerade glanzvoll. Aber er hat auch nicht geschadet; denn die Eisenbahnprioritäten, die im Lauf des Jahres, auch in Deutschland, auf den Markt kamen, wurden enorm überzeichnet. Einen Riesenerfolg hatten 61 Millionen Rubel $4^1/_2$ prozentiger Eisenbahnobligationen, die in Berlin zugelassen und zu $88^1/_2$ aufgelegt wurden. Selbst auf Sperrzeichnungen konnten nur geringe Summen zugetheilt werden. Auch in London wurde eine $4^1/_2$ prozentige russische Anleihe (34 Millionen Rubel) glatt untergebracht. Daß Italien eine Anleihe (150 Millionen Lire) zu $3^1/_2$ Prozent aufnehmen konnte, weckte schmerzliche Gefühle im Herzen Mitteleuropas. Und eine $3^1/_2$ prozentige Bundesbahn-Anleihe der Schweiz (80 Millionen Francs), die in Frankreich untergebracht wurde, bot den Finanzpolitikern reichen Gesprächsstoff. Was Italien erlaubt war, mußte die „bundesgenossenschaftliche Republik" unterlassen, da im eigenen Lande $3^1/_2$ prozentige Renten nicht unterzubringen sind. Die starke Verschuldung an Frankreich ist aber nicht unbedenklich. Die neutürkische Verwaltung setzte ihren Stolz in die Abkehr von alten, bewährten Methoden. Der türkische Finanzminister Djavid Bey kontrahirte eine Anleihe von 7 Millionen Pfund unter Umgehung der Dette Publique Ottomane. Trotz anfänglichem Sträuben betheiligten sich Deutschland und Frankreich an der Uebernahme der neuen Titres. Vorausgegangen waren zwei sechsprozentige Vorschußanleihen von je 500 000 Pfund bei der Gruppe der Osmanenbank (Deutsche Bank) und bei der Deutschen Orientbank. Viel Streit gabs um die chinesische Kanton-Hankau-Bahnanleihe, während die Anleihen von Rio de Janeiro und Sao Paulo und eine Goldanleihe von Argentinien mehr Liebe als Glauben fanden.

Die Banken haben über das Ergebniß des Jahres 1909 nicht zu klagen. Das Zinsenkonto wird nicht so fühlbar unter der Ermäßigung der Geldsätze in der ersten Hälfte des Jahres gelitten haben, wie noch in der Zeit der Generalversammlungen angenommen wurde. Und die Chancen des Effektengeschäfts boten reichlichen Ausgleich. Die Lager konnten geräumt werden. Daß die Banken sich den besonderen Verhältnissen des Jahres anzupassen wußten, zeigte die Zunahme der Reportdarlehen in den berühmten Zweimonatbilanzen. Das Steigen dieser Position wurde durch die Lebhaftigkeit des Börsengeschäftes bewirkt. Im Uebrigen ergaben die Zwischenbilanzen eine Verschlechterung der Liquidität, die wiederum ein Beweis dafür ist, daß die Kreditinstitute auch wirklich dem Kredit gedient haben. Vielleicht etwas zu willig, wie Präsident Havenstein zart andeutete. Trotzdem kamen, außer den Insolvenzen in der Holzbranche (Brühl, Ballentin) keine unangenehmen Ueberraschungen vor; denn der Konkurs der Lederfabrik Eyck & Straßer ging nur die Berliner Handelsgesellschaft an. Daß einige Bankiers in der Provinz (M. A. Rosenbaum in Lippstadt; Luckmann & Soltau in Lübeck; Max Wertheimer & Co. in Büdingen) ins Gras beißen mußten, überraschte, bei der Sterblichkeit dieser Spezies, nicht allzu sehr. Aus der Provinz kamen zwei der interessantesten Nachrichten des Jahres: die Erhöhung des Aktienkapitals der Rheinisch-Westfälischen Diskontogesellschaft um 15 (auf 95) Millionen zum Zweck der Uebernahme des berliner Bankhauses Hardy & Co.; und die Vereinigung des Dresdener Bankvereins mit der Magdeburger Privatbank, die nun Mitteldeutsche Privatbank heißt und ein Aktienkapital von 50 Millionen hat. Die Provinz nahm neues Betriebskapital für die Banken auf und stärkte damit deren Aktionfähigkeit. Höher wurde das Kapital bei der Rheinischen Kreditbank (10), Vereinsbank in Hamburg (6), Norddeutschen Kredit-

anstalt (3), Ostbank für Handel und Gewerbe ($4^1/_2$), Bank für Grundbesitz in Leipzig ($2^1/_2$), Hildesheimer Bank (1), Mecklenburg-Strelitzsche Hypothekenbank (2.83), beim Essener Bankverein (5), Schlesischen Bankverein (10), Chemnitzer Bankverein ($2^1/_2$) Millionen. Die Deutsch-Ueberseeische Bank erhöhte ihr Kapital um 10 Millionen; und die Nationalbank für Deutschland verbündete sich dem Crédit Mobilier de France. Die Deutsche Bank errichtete Filialen in Brüssel (wo sie die alte Bankfirma Balser & Co. übernahm) und in Konstantinopel. Daß die Diskontogesellschaft sich endlich von ihren Popp-Aktien trennen konnte, war eine nicht unwesentliche Bereicherung der Bankannalen des Jahres 1909. Weniger wichtig die Uebernahme der America-Bank durch die Darmstädter Bank. Mit der Möglichkeit, daß einzelne Großbanken ihre Dividenden erhöhen, wird gerechnet; sicher ist nur die Dividendenherabsetzung bei der Mitteldeutschen Kreditbank, der ein ungetreuer Angestellter, der „süße Harry", eine nicht ganz legale Weihnachtsgratifikation von 700000 Mark entnahm.

Nicht so erfreulich wie die Entwickelung der Banken war die der Industrie. Die Gründung des Hansabundes war schließlich doch nur ein „moralischer" Coup; von einem materiellen Erfolg ist, nach halbjähriger Wirksamkeit, noch nicht das Allergeringste zu spüren. Die Kaufkraft der Bevölkerung und die Dimensionen des Handelsverkehrs sind nicht geringer geworden; aber die Produktion blieb größer als der Verbrauch. So gings, namentlich in der Montanindustrie, mit den Preiserhöhungen nur langsam vorwärts. Die Notirungen der düsseldorfer Börse sind zwar zum Theil höher als am Anfang des Jahres, von befriedigendem Niveau aber noch weit entfernt. Dazu die lange Reihe der Dividendenrückgänge, die der Kurszettel Jedem vors Auge führt. Dem Eisen gehts besser als der Kohle; daß eine neue Roheisenkonvention noch nicht möglich war (das „Kraftwerk" bildet das gewichtigste Hinderniß), ist bedauerlich. Der Kampf der Hochofenwerke gegen den Außenseiter in Kratzwiek bei Stettin beleuchtet, mit seinen Preisunterbietungen, die Lage. Die Bemühungen, der Industrie durch Kartellirung aufzuhelfen, dauerten fort und waren, zum Theil, erfolgreich: Stabeisenkonvention; Syndikat berliner Stabeisenhändler; Konvention der Grobblechwalzwerke. Einen wichtigen Fortschritt in der Syndizirung des Handels brachte der Zusammenschluß einer Anzahl von Eisenhandelsfirmen mit der Ravenéschen Stabeisen- und Trägerhandlungen-Gesellschaft zu einem „Deutscher Eisenhandel" firmirenden neuen Concern. Zum Zwecke dieser Transaktion werden $14^1/_2$ Millionen neue Aktien und $4^1/_2$ Millionen Obligationen ausgegeben. An vielfacher Vermehrung des Betriebskapitals hat es auch im Montangewerbe nicht gefehlt. Den größten Appetit entwickelte der Concern Gelsenkirchen mit 26 Millionen Mark Aktien und 20 Millionen Mark Obligationen. Deutsch-Luxemburg erhöhte das Kapital (um 8) auf 50, das Hasper Eisen- und Stahlwerk um 5, die Hohenlohewerke um 8, die Harpener Bergbaugesellschaft um 5, die Bismarckhütte um 6, die Donnersmarckhütte (bei der es, als Unikum, eine Dividendensteigerung gab), um $2^1/_2$, das Rombacher Hüttenwerk um 5 Millionen. An Insolvenzen hats nicht gefehlt: die Bergwerksgesellschaft Bliesenbach meldete Konkurs an; das selbe Schicksal hatten die „Nordseewerke" Emder Werft und Dock. Der Stahlwerksverband konnte einen neuen (zweijährigen) Vertrag mit der preußischen Staatsbahnverwaltung abschließen, der allerdings weniger üppige Preise zur Grundlage hatte als sein Vorgänger, aber als Sicherung werthvoll ist.

Will man einen starken Kontrast herstellen, so braucht man nur die Schick-

sale der elektrotechnischen Industrie den Erlebnissen des Kaligewerbes gegenüberzusetzen. Dort Hochkonjunkturdividenden (A E G 13 gegen 12, Siemens & Halske 12 gegen 11, Schuckert 6 gegen 5), hier ruinöse Streitereien. Dort sicheres, ruhiges Vorgehen; hier Wankelmuth und Unsicherheit. Die Elektrotechnik hat gut gearbeitet und hofft auf befriedigenden Fortgang des Geschäftes. Die Elektrobanken haben zwar noch nicht geleistet, was man von ihnen erwartete; aber es scheint daß es auch so geht. Die Verhältnisse in der Kaliindustrie boten ein klägliches Bild. Mit Mühe und Noth wurde ein Syndikat zusammengeleimt; dann eine Kommission nach Amerika entsandt, um Schmidtmanns Verträge mit dem Düngertrust zu lösen. Die Konflikte mit Schmidtmann füllten das ganze Jahr aus. Kurz vor Jahresschluß wurde der Entwurf eines Reichskaligesetzes veröffentlicht. Nun schrie man, daß die Handelsfreiheit unterbunden und der Industrie Gewalt angethan werde. Erst sollte der Staat helfen; als er kam, regalirte man ihn mit Fußtritten. Das Gesetz wird aber voraussichtlich die Billigung des Reichstages erlangen und das Zwangssyndikat mit zwanzigjähriger Giltigkeit den haltlosen Zuständen im deutschen Kalibergbau ein Ende machen. Man hat dem preußischen Fiskus lange genug Schlappheit vorgeworfen und darf sich nicht wundern, wenn er nun endlich einmal Ernst macht. Noch länger durfte er, wenns kein Spiel sein sollte, nicht warten.

Den deutschen Schiffahrtgesellschaften hat das Jahr 1909 einen ungemeinen Aufschwung gebracht. Die Hamburg-Amerika-Linie kann mindestens 5 Prozent vertheilen und der Lloyd wird genug verdient haben, um seine Reserven wieder aufzufüllen. Der Tod Wiegands war sein ärgster Verlust in diesem Jahr. Der Nachfolger gilt als sehr tüchtig. Trotzdem ist leise die Kandidatur Dernburg aufgetaucht.

Im Wesentlichen ist, wie man sieht, die Jahresbilanz günstig. Die deutschen Bürger haben 1909 viel Geld verdient. Und mit welchen Aengsten war das Jahr empfangen worden! Beim Rückblick werden nur die hartnäckigen Fixer Aerger empfinden. Die haben immer wieder geglaubt, endlich müsse der vielbeschriene Industrierückgang in den Kursen doch deutlich fühlbar werden: und wurden, nach kurzer. Freudenzeit, immer wieder enttäuscht. Jetzt, an der Schwelle des neuen Jahres, können wir nur hoffen, daß eine für die Gesammtheit so erfreuliche Enttäuschung sich wiederhole. Ob die Propheten Recht behalten, die für den Januar eine neue, noch steilere Hausse weissagen? Das ist eine Börsenfrage; deren Beantwortung schließlich nur die Spekulanten und deren Troß kümmert. Wir müssen zufrieden sein, wenn der Himmel hell bleibt. Bringen die englischen Wahlen den Tarifreformern die Mehrheit, dann wird der Industrie und dem Handel Deutschlands ernste Sorge aufgebürdet; mit der wir schließlich, da die Engländer im Herzensgrund nüchterne Geschäftsleute sind, so oder so aber auch fertig würden. Von Rußland, wo große Geschäfte im Werden und die Erntebestände erst zur Hälfte verkauft sind, wird fürs nächste Jahr Ungemeines erwartet. Der Strike, der, als Antwort auf die Neuordnung des Arbeitnachweises im Ruhrkohlenbezirk, angekündet wurde, wird einstweilen nicht kommen; die Arbeiter wissen, daß die Lager noch überfüllt sind und sechs Strikewochen den Unternehmern, die nur an ihren Geldbeutel denken, willkommen sein müßten. Nicht überall (Textilindustrie!) siehts rosig aus. Aber wenn das Publikum sich gewöhnt, nur leidlich solide Geschäfte zu machen und die Kreditmöglichkeiten nicht über Gebühr auszunutzen, dürfen wir furchtlos und in ruhiger Zuversicht der Dinge warten, die das Jahr 1910 unserer deutschen Wirthschaft bringen wird. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Literarische Anzeigen.

Literarische Anzeigen.

Literarische Anzeigen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegen 3 Prospekte bei und zwar vom **Gummiwerk Oberspree G. m. b. H., Berlin N 4.** über **Pneumatik-Reparaturen,** ferner von der Firma **Wild & Co.,** Graphische Kunstanstalt in **Dresden-Heidenau** über die Ankündigung der Kunstblätter **„Berühmte Skulpturen"**, sowie von der **Transatlantique Compagnie** über die von dieser veranstalteten Schiffsfahrten.

Wir empfehlen diese Prospekte der aufmerksamen Beachtung unserer werten Leser

Bilanz am 30. September 1909. Abteilung I u. II.

Aktiva.	M	Pf	Passiva.	M	Pf
Grundstücks- und Gebäude-Conto Koppenstr. 68	1 214 167	—	Aktien-Kapital-Conto	2 000 000	—
Grundstücks- und Gebäude-Conto Koppenstr. 69	255 048	40	Hypotheken-Conto, Koppenstr. 68	400 000	—
Grundstücks- und Gebäude-Conto Am Tempelhofer Berg 6	1 602 731	02	Hypotheken-Conto, Koppenstr. 69	187 000	—
Maschinen- u. Apparate-Conto	231 055	10	Hypotheken-Conto, Am Tempelhofer Berg 6	1 000 000	—
Lager-Fastagen-Conto	38 946	85	Reserve-Fonds-Conto	44 032	78
Transport-Fastagen-Conto	24 849	50	Kautionen der Bierfahrer	27 527	47
Pferde-, Wagen- u. Geschirr-Cto.	54 036	10	Delkredere-Conto	59 852	34
Elektr. Beleuchtungs-Anlage-Cto.	6 794	45	Unfall-Versicherung	4 900	—
Brauerei-Utensilien-Conto	1 557	—	Kreditoren	889 558	38
Kontor-Utensilien-Conto	2	—	Guthaben der Kundschaft	84 561	45
Restaurations-Utensilien-Conto	34 666	—	Akzepte-Conto	75 000	—
Flaschenbier-Utensilien-Conto	25 222	—	Dividenden-Conto	200	—
Ausschank- u. Niederlagen-Conto	61 111	—			
Feuerversicherungs-Conto	3 311	21			
Brausteuer-Conto	422	55			
Vorräte und Bestände	477 893	85			
Debitoren	666 974	68			
Eigene Hypotheken	8 954	10			
Wechsel-Conto	443	—			
Kassa-Conto	38 864	21			
Bankier-Guthaben	43 404	60			
Verlust	12 177	80			
	4 772 632	42		4 772 632	42

Berlin, den 22. Dezember 1909.

Berliner Bierbrauerei, Actiengesellschaft vormals F. W. Hilsebein.

Der Vorstand. Max Wunberger. Heinrich.

Vom Sechs-Tage-Rennen!

Walter Rütt, der Sieger zahlreicher Dauerrennen und des letzten New-Yorker Sechstagerennens, das er vor wenig mehr als einer Woche unter den ungünstigsten Umständen in überlegenem Stile gewann, ist in Berlin angekommen, um sich zur Leistung seiner militärischen Dienstpflicht zu stellen. Er hat an die zuständige Behörde den Antrag gerichtet, ihm zur Teilnahme an dem Sechstagerennen den erforderlichen Urlaub zu bewilligen. Hoffentlich wird dieser Bitte, die ganz gewiss von den weitesten Kreisen der sportliebenden Bevölkerung geteilt wird, behördlicherseits entsprochen. In diesem Falle ist für Rütt als Partner der Australier Jackie Clark gewonnen, sodass die beiden ersten der New-Yorker „Six-Days“ auch vor den Berlinern ihre sportliche Meisterschaft zu zeigen Gelegenheit haben werden.

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von G. Bernstein in Berlin.